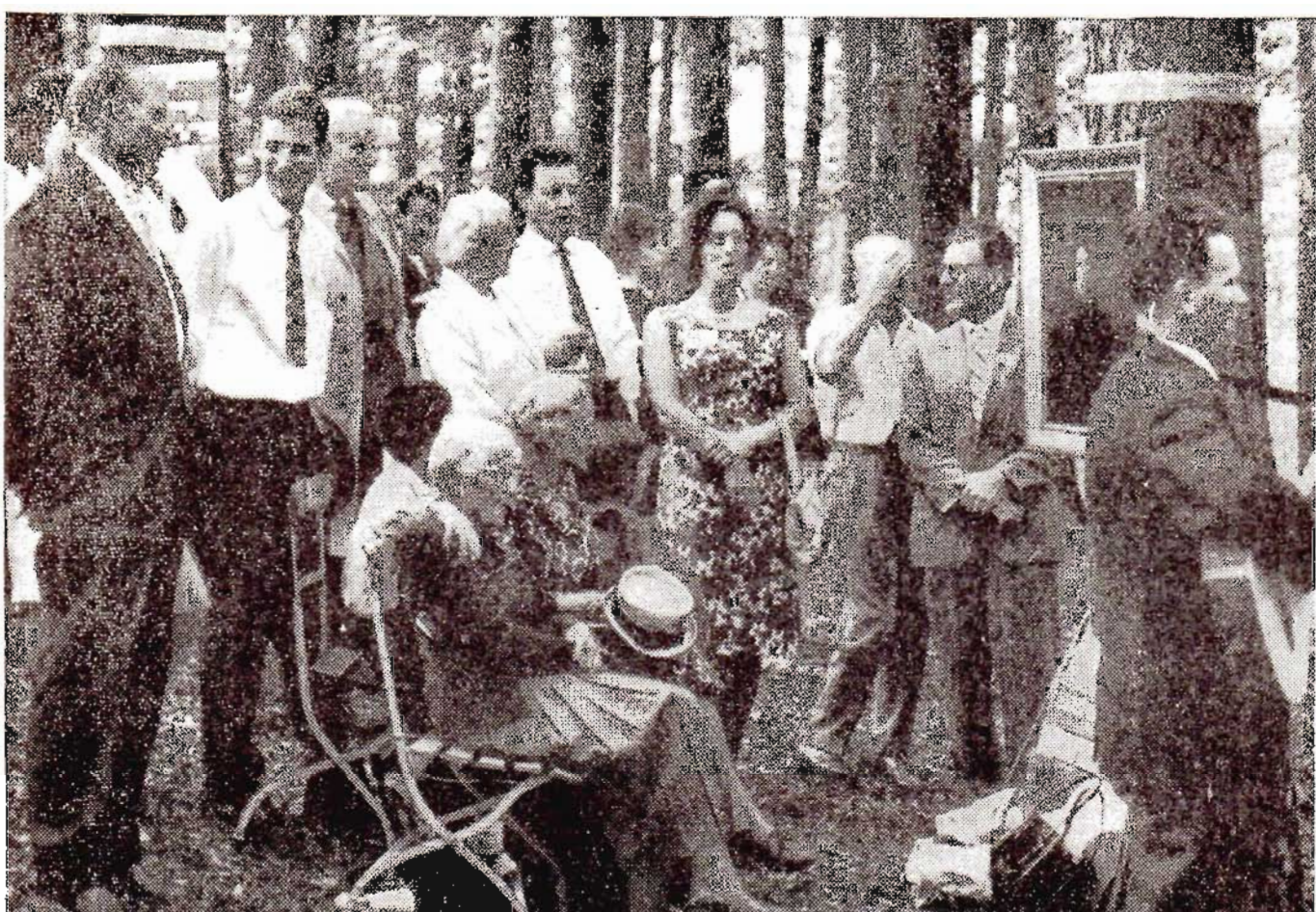


Zu Beginn des Treffens gruppieren sich die Familienstämme um „ihren" Baum

ULRICH WILDERMUTH

„HÄNGT DIE OMA AN DEN BAUM"

An der Geschichte ist gar nichts, was aufregend wäre, sensationell oder weltbewegend, kein Glamour, kein Snobappeal. Böse Leute mögen etwas von spießig murmeln (als ob das in jedem Fall ein Nachteil sein müßte), oder von hinterwäldlerisch, und sie mögen unter hochgezogenen Brauen lächeln — wir fanden's sehr lustig, und in fünf Jahren fahren wir wieder hin.

Und zwar nach Altstätten im schweizerischen Rheintal, dessen Fremdenverkehrsverein die günstige geographische Lage rühmt, die wichtigen Paßstraßen, ein historisches Museum und Kirchen, Banken und [illegible] aufzählt, und auch die „lauschigen Gassen und Plätze durch die das Leben der modernen Zeit pulsiert", nicht vergißt. Den Urlaub würde man nicht gerade in Altstätten verleben wollen, es scheint eher für eine Sommerfrische gemacht, und auch die dürfte nicht zu lange dauern. Immerhin — dieses Altstätten bietet einmal in fünf Jahren den behaglichen Platz für das Fest einer Sippe, wenn nämlich die Naeffen auf- und einbrechen, um ihr großes Wiedersehen zu feiern.

In diesem Jahr kamen sie etwa 250 Mann hoch aus der Schweiz, aus Italien, Österreich und Deutschland, durch das Schild freundlicherweise in Hellblau umgefärbt.

Und dann Abfahrt mit der „Stoßbahn" zum Festplatz. Die Stoßbahn läuft auf Zahnrädern, rangiert mehrmals, um Waggons anzuhängen, die vollgestopft sind mit den jüngsten Festteilnehmern und stöhnt den Berg hinauf, um an einem provisorischen Bahnsteig, der eigens gezimmert wurde, zu halten. Die Schweizerische Bundesbahn stellt über die ganze Festdauer einen Mann ab, der mit einer roten Fahne winken muß, wenn ein Naeffen-Nachkomme beim Herannahen eines Zuges das Gleis überquert. Es war leider nicht festzustellen, ob der Zug halten oder ob der Naeff sich gedulden muß.

Der Festplatz liegt mitten im Wald, eine kleine Lichtung bietet Platz. An einem Baum hängt das Porträt des „Liebet-Euch", und an den Neben-Bäumen sind die Bilder seiner Kinder gruppiert, die von den jeweiligen Stammesältesten bewahrt werden. Jedes Bild ist mit der zuständigen Farbe unterlegt. Zitat: „Bitte sei doch so nett und häng die Oma auf!" In der Einladung war extra vermerkt: „Wichtig, Basen vergeßt nicht, Küchenschürze und Küchenmesser mitzubringen." Denn

Ausländer ein, behandelt sie gleich
als Auslandsschweizer, die als Sauer
den Geist Helvetiens und des „Lie
Euch" in der Heimat wirken lassen s
ten. Wir Ausländer lassen es uns ge
sein. Der Rede folgt das Lied „Freut E
des Lebens..." — kein Mensch hierzu
de hat eine Ahnung, wie viele Strop
der Kantus hat. Nach der Rührung kor
nun gedämpfte Heiterkeit auf, die Bla
Gelben, Grünen und die Roten sin
ganz richtig, aber die Rot-Grünen (
hat auch untereinander geheiratet) sin
mit Absicht falsch.

Die Kinder — wenn man in die Sc
geht, darf man mitfeiern — wissen,
jetzt ihre große Stunde kommt. Jetzt
den die Spiele aufgerufen, für die die
sen und Vettern Preise gestiftet hal
Bücher, Baukästen, Stofftiere, Bälle,
ganz klein ist, geht nicht ohne Preis
dem Wettbewerb, nur die Älteren,
müssen schon verlieren können und
falls preislos aus der Konkurrenz
scheiden.

In diesem Jahr verlief das Fest
programmgemäß — die ältesten Famil
mitglieder konnten sich an Ähnliches n
erinnern. Denn plötzlich pladderte
die Spielwiese ein gewaltiger Wolk
bruch. Zum Glück nahte zufällig die S

192 Abbildung 46 Familienfest 1964

„HÄNGT DIE OMA AN DEN BAUM"

An der Geschichte ist gar nichts, was aufregend wäre, sensationell oder weltbewegend, kein Glamour, kein Snobappeal. Böse Leute mögen etwas von spießig murmeln (als ob das in jedem Fall ein Nachteil sein müßte), oder von hinterwäldlerisch, und sie mögen unter hochgezogenen Brauen lächeln — wir fanden's sehr lustig, und in fünf Jahren fahren wir wieder hin.

Und zwar nach Altstätten im schweizerischen Rheintal, dessen Fremdenverkehrsverein die günstige geographische Lage rühmt, die wichtigen Paßstraßen, ein historisches Museum und Kirchen, Banken und Gasthöfen aufzählt, und auch die „lauschigen Gassen und Plätze, durch die das Leben der modernen Zeit pulsiert", nicht vergißt. Den Urlaub würde man nicht gerade in Altstätten verleben wollen, es scheint eher für eine Sommerfrische gemacht, und auch die dürfte nicht zu lange dauern. Immerhin — dieses Altstätten bietet einmal in fünf Jahren den behaglichen Platz für das Fest einer Sippe, wenn nämlich die Naeffen auf- und einbrechen, um ihr großes Wiedersehen zu feiern.

In diesem Jahr kamen sie etwa 250 Mann hoch aus der Schweiz, aus Italien, Österreich und Deutschland, durch den Eisernen Vorhang und aus Südamerika. Es kamen Professoren und ehemalige Skiweltmeister, Ärzte, Chemiker, Redakteure, Graphiker, Anwälte, Richter, Fabrikanten, sie kamen generationsweise mit Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. Auf der Straße würden sie sich nicht grüßen, weil sie sich nicht kennen, am Vorabend herrscht noch zeremonielles „Sie", aber am Festtag, von Schlag neun Uhr an, wenn in der „Prestegg", dem Museum, die „Besammlung" beginnt, da wird geduzt, und das Abfragen, zu welchem Stamm wer mit wievielen Gliedern gehört, will kaum eine Ende nehmen. 36 Ungarn hatten die Ausreise beantragt, zwei durften kommen. In den zwanziger Jahren war auch ein Ingenieur aus Moskau mit seiner Frau dabei, dem in unverwandtschaftlicher Weise hinter vorgehaltener Hand unterstellt wurde, er sei wahrscheinlich Kommunist und womöglich ein Agent. Nach dem Krieg hat man von den Vettern in Moskau nichts mehr gehört.

Das Fest hat eine rührende Tradition. Zehn Kinder gehörten ins Haus des Stammvaters Johann Mathias Naeff (1773 bis 1850), einem Handelsmann in Altstätten, und die Familie war ebenso groß wie herrlich verbunden. Der Vater hatte sie nach dem Bibelwort erzogen: „Liebet Euch untereinander, wie ich Euch geliebt habe." Er zitierte diesen Spruch wohl recht häufig, denn kein Sippenangehöriger spricht von Johann Mathias Naeff, sondern immer nur vom „Lieber-Euch". Im Jahr nach dem Tod des „Lieber-Euch" versammelten sich die Kinder in Altstätten, gedachten des Vaters, und aus diesem Treffen entstand das Familienfest der Naeffen.

Wie gesagt, im neuen „Besammlung" in der Prestegg. Im Museum ist eine Naeffen-Sonderschau aufgebaut, in der man das Taufbeil des Stammvaters bewundern kann, Aufzeichnungen von seiner Hand und Äußerungen, die der „Onkel Bundesrat", ein Sohn des „Lieber-Euch" und Glied des Ministerkollegiums der Schweiz einst zum Wohl der Eidgenossenschaft niedergelegt hat. Außerdem hängt dort ein Komiteemitglied ein farbiges Namensschild aus. Der Name ist wichtig, aber fast noch wichtiger ist die Farbe, denn an ihr kann der Kenner unschwer ablesen, zu welchem Stamm der Farbenträger gehört. Der Zweig, dem die meisten Deutschen angehören, trug früher Braun, aber in der Zeit des Dritten Reiches wurde, um Mißverständnissen vorzubeugen, das Schild freundlicherweise in Hellblau umgefärbt.

Und dann Abfahrt mit der „Stoßbahn" zum Festplatz. Die Stoßbahn läuft auf Zahnrädern, rangiert mehrmals, um Waggons anzuhängen, die vollgestopft sind mit den jüngsten Festteilnehmern und stöhnt den Berg hinauf, um an einem provisorischen Bahnsteig, der eigens gezimmert wurde, zu halten. Die Schweizerische Bundesbahn stellt über die ganze Festdauer einen Mann ab, der mit einer roten Fahne winken muß, wenn ein Naeffen-Nachkomme beim Herannahen eines Zuges das Gleis überquert. Es war leider nicht festzustellen, ob der Zug halten oder ob der Naeff sich gedulden muß.

Der Festplatz liegt mitten im Wald, eine kleine Lichtung bietet Platz. An einem Baum hängt das Porträt des „Lieber-Euch", und an den Neben-Bäumen sind die Bilder seiner Kinder gruppiert, die von den jeweiligen Stammesältesten bewahrt werden. Jedes Bild ist mit der zuständigen Farbe unterlegt. Zitat: „Bitte sei doch so nett und häng die Oma auf!" In der Einladung war extra vermerkt: „Wichtig, Basen vergeßt nicht, Küchenschürze und Küchenmesser mitzubringen." Denn



Basen-Pflicht: das Fleisch-Klüpfeln

jetzt wird es Ernst. Ärzte an die Front. Sie müssen gewaltige Fleischbrocken fachgerecht tranchieren. Die Basen sitzen an langen Tischen in ihren Schürzen parat und klopfen den „Zigeuner-Braten" mit den Messern. Das Fleisch wird auf lange Stecken gespießt und am offenen Feuer gebraten. Wer neu ist im Kreise, entlarvt sich selbst, denn er greift gierig nach den ersten Stücken — der Kenner wartet ab, zum einen ist genügend für jeden da, und zum anderen, das Fleisch ist durchgebraten.

Nach dem Essen soll man ruhn oder tausend Schritte tun. Nicht so bei Naeffs. Denn jetzt versammelt sich die Sippe, jeder Stamm unter seinem Baum, unter dem Bild seiner Stammutter oder seines Stammvaters. Man singt „Alles Leben strömt aus Dir", nicht ganz exakt, ein bißchen langsam, und manche sogar falsch. Aber das tut der Feierlichkeit keinen Abbruch. Der Präsident des Komitees hält eine ernste Rede, weist auf die wahren Werte hin, die es zu bewahren und weiterzugeben gelte, und in seine patriarchalische Ansprache bezieht er auch die Ausländer ein, behandelt sie gleichsam als Auslandsschweizer, die als Sauerteig den Geist Helvetiens und des „Liebet-Euch" in der Heimat wirken lassen sollten. Wir Ausländer lassen es uns gesagt sein. Der Rede folgt das Lied „Freut Euch des Lebens..." — kein Mensch hierzulande hat eine Ahnung, wie viele Strophen der Kantus hat. Nach der Rührung kommt nun gedämpfte Heiterkeit auf, die Blauen, Gelben, Grünen und die Roten singen ganz richtig, aber die Rot-Grünen (man hat auch untereinander geheiratet) singen mit Absicht falsch.

Die Kinder — wenn man in die Schule geht, darf man mitfeiern — wissen, daß jetzt ihre große Stunde kommt. Jetzt werden die Spiele aufgerufen, für die die Basen und Vettern Preise gestiftet haben, Bücher, Baukästen, Stofftiere, Bälle, wer ganz klein ist, geht nicht ohne Preis aus dem Wettbewerb, nur die Älteren, die müssen schon verlieren können und notfalls preislos aus der Konkurrenz ausscheiden.

In diesem Jahr verlief das Fest unprogrammgemäß — die ältesten Familienmitglieder konnten sich an Ähnliches nicht erinnern. Denn plötzlich pladderte über die Spielwiese ein gewaltiger Wolkenbruch. Zum Glück nahte zufällig die Stoßbahn, die angehalten und gestürmt wurde. Erst im Saal, in dem die Festlichkeit weiterging, bemerkten wir, daß wir schmählich geflohen waren: unsere Oma hing noch am Baum. Hätte es nicht besonnene Vettern gegeben, die die Bilder der Altvorderen einsammelten, wir hätten ein hübsches Bild eingebüßt.

Der Rest des Festes fand im Saale statt. Die letzten Spiele wurden abgewickelt und die „Produktionen" aufgeführt. Die Aktivisten hatten sich angestrengt und brachten zum Teil bemerkenswert witzige Sketches auf die Bühne. Am Abend schließlich Tanz und dann, was bei Betriebsausflügen unter die Rubrik „Gemütliches Beisammensein" fällt. Es war wirklich sehr lustig.

Warum das alles in solcher Breite und Ausführlichkeit einem geneigten Publikum dargeboten wird? Weil es Mode geworden ist, über das Versagen der Familie zu sprechen. Die Soziologen schreiben sich die Federhalter krumm, daß die Großfamilie passé sei und daß es keinen Zusammenhalt mehr gäbe. Das Naeffen-Fest und viele andere ähnliche Veranstaltungen beweisen das Gegenteil. Es kommt nur darauf an, daß einige die Sache in die Hand nehmen und daß die anderen willig folgen. Es kommt nur darauf an, einen Anfang zu machen.

Adölfli Habisreutinger hatte den schönen Spruch, der seinem Grossvater überreicht wurde:

Du hast das Aug und Herz empfangen
Der Mutter als sie heim gegangen.
Gott schütz dich teures zartes Reis,
Lass dich gedeihn in unserm Kreis.

Alle die vielen Verse für die vielen Familien hatte Bas Wilhelmine Gsell - die Rötelimama - und ihr Sohn Robert gemacht.

Ich war noch klein und etwas ängstlich und als mich Tante Kubli fragte: "Marieli, witt no a Stuck Wähe?" und ich antwortete: "I will grad d'Mama froge," da sagte sie sehr bestimmt: "Am Familiefest tuet me nöd d'Mama froge. Me tuet was me will!"

Als das Zigeunerleben fertig war, wanderten alle ins Marbacher Hüsli und feierten dort den Zweiten Teil des Festes mit Reden und Gesängen.

Und so stehen die Familienfeste als unvergessliche Sterne an meinem Jugendhimmel!

Nachtrag.

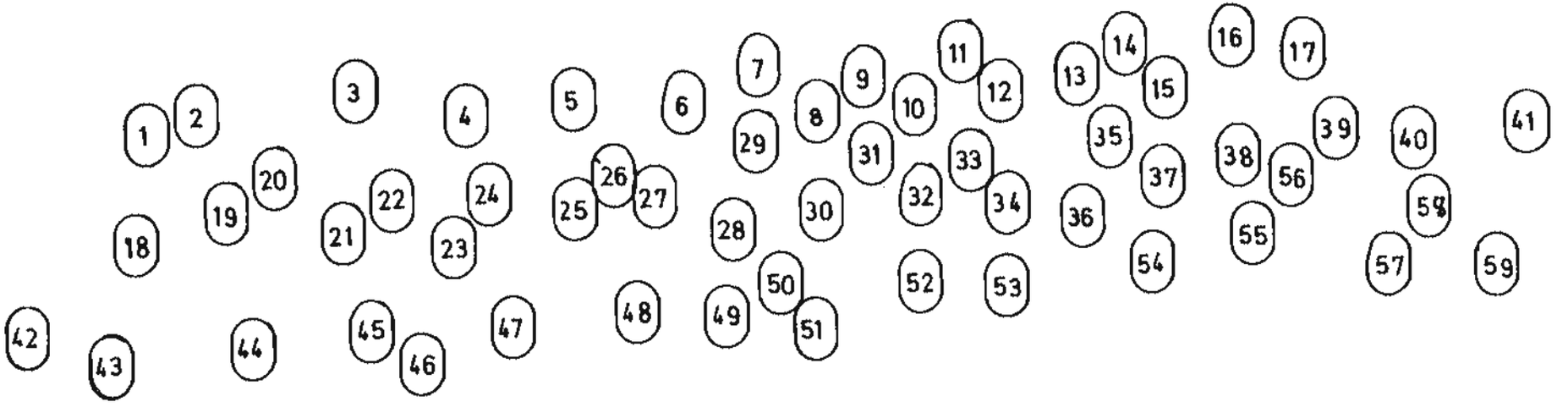
Besonders wurden in all den Jahren bei dieser Gsellengeneration, die in der Vaterstadt ihr Wirkungsfeld gefunden hatten, der Familienzusammenhalt gefördert durch die Feier der Geburtstage der zwölf männlichen und weiblichen Mitglieder. Zum schwarzen Kaffee mit Kuchen oder einem Glas Wein trafen sich nachmittags all die Verwandten und deren Kinder beim Feiernden. So wurden über das ganze Jahr verteilt die Bande der Familie zusammengehalten, was heute bei den folgenden Generationen in bester Erinnerung geblieben ist, aber in Zukunft fehlt.

Abbildung 47 (gegenüberliegende Seite 195) Naeffsches Familienfest 1904

Legende:

1. Walter Baerlocher
2. Jakob Haltiner-Naeff
3. Emil Baerlocher-Naeff
4. Rudolf Weydmann-Kubly
5. Victor Baerlocher
6. Nelly Hugentobler-Wild
7. Elisabeth Schelling-Gsell
8. Hermann Steinlin-Wirth
9. Margrit Thomann-Vonwiller
10. Jakob Laurenz Gsell-Heer
11. Mary Simon-Fehr
12. Alice Baerlocher-Guhl
13. Clara Fischer-Baerlocher
14. Esther Weydmann
15. Hans Heinrich Weydmann
16. Margarethe (Gry) Bridel-Fehr
17. Paul Baerlocher-Schweizer
18. Rudolf David-Weydmann
19. Emil Wild-Gsell
20. Wilhelm Baerlocher-Guhl
21. Emma Aepli-Weber
22. Adolf Haltiner-Gyr
23. Fanny Vonwiller-Aepli
24. Eduard Haltiner-Percovicz
25. Marie Fehr-Gsell
26. Vreneli Streuli-Baerlocher
27. ? (August Custer-Wiget ?)
28. Anna Mader-Naeff
29. Adolf Lutz-Bühler
30. Clara Wild-Gsell
31. Maurice Steinlin
32. Marie Gsell-Baerlocher
33. Helen Wild
34. Emilie Custer-Wiget
35. Else Lutz
36. Mimi Gayler/Hofstetter-David
37. Mily Haltiner
38. Gretli Dinkelaker-Wild
39. Ernst Baerlocher-Blatter
40. Jakob Laurenz Gsell-Baerlocher
41. Albert Fischer-Baerlocher
42. Else Mader
43. Emilie Lutz-Bühler
44. ?
45. Frieda Haltiner-Naeff
46. Virginia Sowa-Tagmann
47. Ernestine Tagmann-Naeff
48. Clara Baerlocher-Naeff
49. Clelia Gsell-David
50. Hedwig Weydmann-Kubly
51. Anny Meyer-Wild
52. Nelly Steinlin-Naeff
53. Emma Baerlocher-Custer
54. Lilly Sigg-Fischer
55. Hedwig Fischer
56. Doris Kriesemer-Aepli
57. Margrit Wirz-Fischer
58. Rudolf Gsell-Busse
59. Grete Mader




1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59

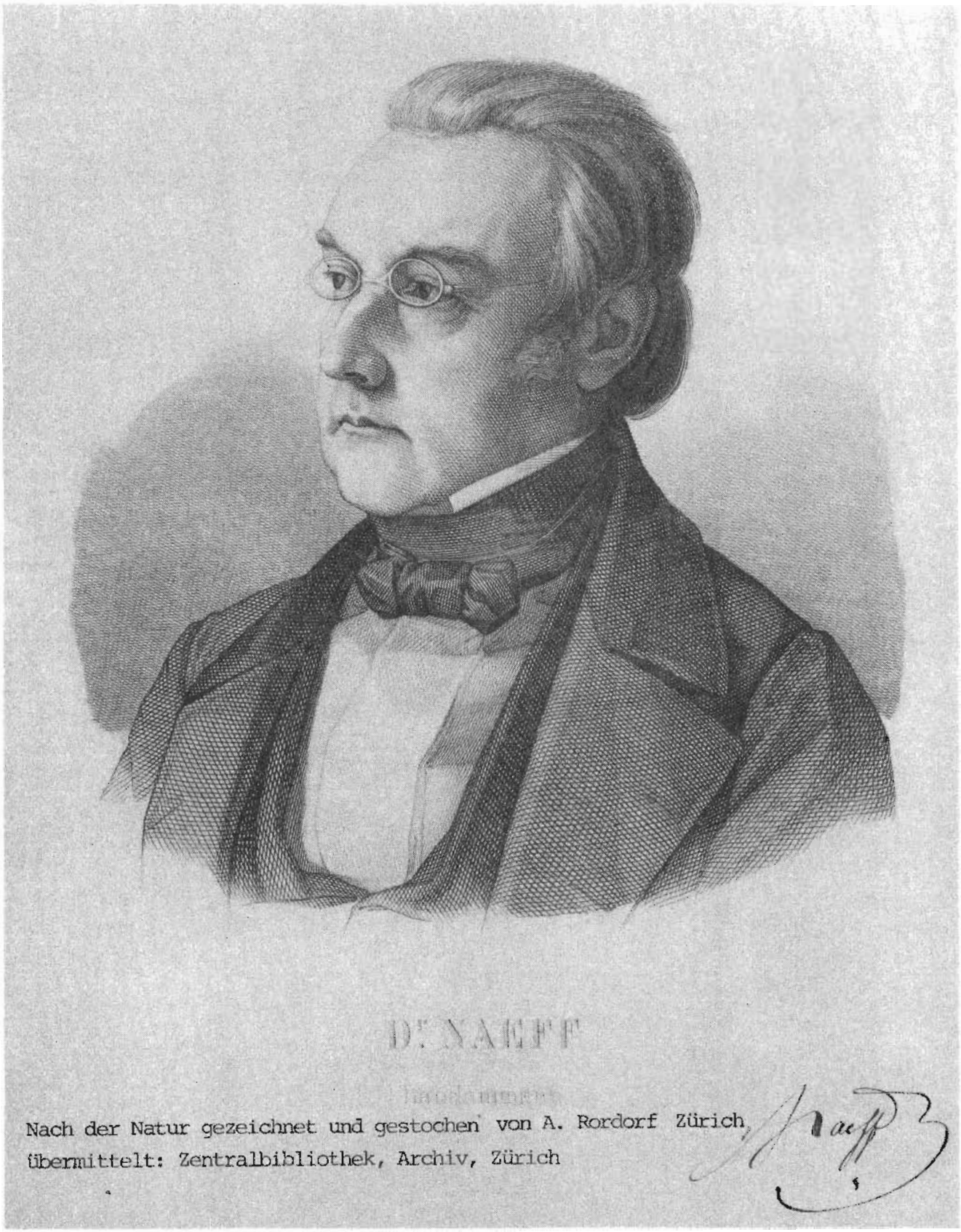


Abbildung 48 Bundesrat W. M. Naeff

4. BUNDESRAT WILHELM NAEFF 1802-1881

VON HERMANN BÖSCHENSTEIN (BERN), ERSCHIENEN IN DER RORSCHACHERZEITUNG VOM 9. 12. 1971

Der Kanton St. Gallen war seit 1848 mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch im Bundesrat vertreten, in dem die beiden grossen Stände Zürich und Bern ihren Sitz immer, die Waadt mit Ausnahme der sechs Jahre von 1875 bis 1881, als der Neuenburger Numa Droz, und der drei Jahre von 1944 bis 1947, als sein Landsmann Max Petitpierre die einzigen Welschen im Bundesrat waren, zu behaupten wussten. Dank der langen Amtszeiten von Giuseppe Motta, Emil Welti und Edmund Schulthess, haben nur die Kantone Tessin und Aargau eine längere Vertretung als St. Gallen aufzuweisen, dessen erster Bundesrat

WILHELM MATHIAS NAEFF

mit 27 Amtsjahren die längste Amtsdauer der ersten Sieben aufwies. Es fällt zunächst auf, dass er in dieser langen Amtszeit ein einziges Mal, im Jahre 1853, Bundespräsident wurde, während beispielsweise der Berner Radikale Jakob Stämpfli, innerhalb von sechs Jahren dreimal zur höchsten Würde aufstieg; er und sein Nachfolger Carl Schenk wurden schon im zweiten Jahr ihrer Zugehörigkeit zum Bundesrat Bundespräsident.

Wie die St. Galler Bundesräte Arthur Hoffmann und Thomas Holenstein war Naeff der Sohn eines führenden Politikers. Er wurde am 19. Februar 1802 in Altstätten als Spross einer alteingesessenen protestantischen Familie geboren. Sein Vater, der "Leinwandherr",

gehörte seit 1826 dem Kleinen Rat (Regierung) an. Naeff erhielt eine sorgfältige Ausbildung und durchlief die Gymnasien in Aarau und Lausanne. In seinem 22. Lebensjahr wurde er bereits in Heidelberg zum Doktor der Rechte promoviert, mit 26 Jahren war er Grossrat und mit 28 Mitglied des Verfassungsrates von 1830 sowie anschliessend der Regierung, in der er das Baudepartement übernahm und zwischen 1834 und 1848, als er in den ersten Bundesrat gewählt wurde, nicht weniger als achtmal Landammann wurde. Naeff gehörte zum radikalen Flügel des Freisinns, wurde 1848, nachdem er in den entscheidenden Jahren der Bundesstaatengründung Tagsatzungsabgeordneter gewesen war, Ständerat und dann Bundesrat. In den ersten 4 Jahren leitete er das Post-, Bau- und Telegraphendepartement, in seinem Präsidialjahr 1853 dann das Auswärtige, worauf er für elf Jahre zu seinem früheren Departement zurückkehrte, nachdem er 1854 vorübergehend das Handels- und Zolldepartement geleitet hatte. Von 1867 bis 1873 stand er dem Handels- und Zolldepartement vor und in den letzten zwei Amtsjahren dem Finanz- und Zolldepartement.

Mit seinem Landsmann und Freund Nationalrat Erpf und dem Basler La Roche schuf Naeff die Grundlagen der eidgenössischen Post. Erpf, ehedem St. Galler Postdirektor und Präsident der kantonalen Postkommission, war die rechte Hand des Departementschefs, der am Ende seiner Amtszeit massgeblich zur Gründung des Weltpostvereins von 1874 beitrug. Die Wahl in den Bundesrat ergab sich vor allem aus der Tatsache, dass Naeff 1847 in der Tagsatzung die entscheidende Stimme für die Auflösung des Sonderbundes mit Waffengewalt abgab, nachdem er in Luzern vergeblich zu vermitteln versucht hatte, und der Revisionskommission angehörte, die die erste Bundesverfassung auf Grund der Entwürfe von Kern und Druey ausarbeitete. Wenn er im Laufe seiner langen Amtszeit mehr und mehr in den Schatten der freisinnigen Wortführer Furrer, Stämpfli, Frey-Herosée, Schenk und Welti geriet und sich auf sein technisches



Abbildung 49 Bundesrat Wilhelm Naeff
aus H. Hofmann: Von der Entwicklung des Schweizerischen Postwesens, St. Galler Tagblatt 1949

Departement beschränkte, so steht er doch mit der Vereinheitlichung des Post- und Telegraphenwesens als Baumeister einer der wichtigsten Schöpfungen des jungen Bundesstaates da. In der Eisenbahnfrage befürwortete er anfänglich das Staatsbahnsystem, wandelte sich dann aber zum Anhänger des Privatbahnsystems und geriet damit in Gegensatz zum einflussreichen Stämpfli. Politisch machte er als Magistrat den Weg vom radikalen Flügel zum gemässigten Zentrum, was seinen Erfahrungen als verantwortlicher Regierungsmann besser entsprach als den tonangebenden Kräften, die 1872 mit der zentralistischen Totalrevision einen Misserfolg erlitten. Er war fast 74 jährig, als er aus dem Bundesrat zurücktrat und zweifellos nicht mehr auf der Höhe seiner ursprünglichen Leistungsfähigkeit. Wenige Tage vor seinem 79. Geburtstag ist Naeff zu Beginn des Jahres 1881 in Muri bei Bern gestorben.

5. AUFZEICHNUNGEN VON ADOLF NAEFF 1809-1899

Geb. 1809 26 August
Von 12 Kindern das 11 te
2 Mädchen starben sofort nach der Geburt.
1811 Mutter gestorben
Confirmation bei Pfarrer Bänziger 1825
Schulen in Altstädten & ebendaselbst Bezug des Instituts Schneider; damals 2 Brüder, wovon der jüngere bald starb.
In den Jahren 1825 bis 1827 Bezug der Kantonsschule in Aarau.
Diejenigen Professoren, welche mich am besten förderten waren:

Brunner	Mathematik
Belliger	Zeichnen
Meier	Naturgeschichte
Rauchenstein	Latein
Follén	Deutsch und Poesie

1828, 1829 & 1830 in München. Bezug des damaligen Instituts für Technik: Akademie der bildenden Künste. Zugleich Student der Universität, um an derselben zugleich die entsprechenden Fächer zur Ausbildung im Ingenieurfach zu profitieren.

1831, 1832 & 1833 als Ingenieur-Praktikant bei Negrelli, das erste Jahr in Bregenz, wo Negrelli Kreisingenieur Adjunkt war, dann in St. Gallen, wo Negrelli die Stelle des Strassen & Wasserbau Inspektors bekleidete.

Diese 3 jährige Lehrzeit bei dem ausgezeichneten und liebenswürdigen Lehrer - dem ich alle meine nachherigen Erfolge verdanke - legten mir vorzugsweise den Grund zu einer praktisch tüchtigen Geschäfts-Laufbahn.

Im Halbjahr 1833-34 besuchte ich noch das Politechnikum in Wien. Lehrer für Baukunde: Cudriasski.

In den Jahren 1834 bis 1846 theilte sich die Berufstätigkeit zwischen Betheiligung bei Strassenbauausführungen und Privat Ingenieur-Arbeiten,zumeist für Strassenbau-Projekte in den Kantonen St. Gallen, Appenzell, Zürich, Schwyz und Aargau.

Hauptsächlichste Bauarbeiten während diesen Jahren:
Projektierung & Bauausführung der Strasse über den Ruppen von Altstädten nach Trogen.
Strassenbauausführungen durch das Toggenburg & in Wyl.
Projektierung und Bauausführung des Badweges von Ragaz nach Bad Pfäfers.
Bearbeitung der Strassennetze in den Kantonen Appenzell und Schwyz.
Planierung und Bauausführung der Rheinstrasse von Laufenburg nach Coblenz.

1840 6 Okt. Verehelichung mit Marie Custer

Kinder:	Marie Auguste	geb. 7. Aug.	1842
	Antonia Clara	" 19. Aug.	1843
	Max	" 26. März	1846
	Rosa Cornelia	" 20. Juli	1847
	Eufrosina Irma		1849
		gest. im Jan.	1850

1842 2 Juli Bruder August gestorben

1845 Apr. & Mai Auszug als Hauptmann einer St. Galler Batterie ins Aargau (Freischarenzug gegen Luzern)

1844/45 Strassenvermessung im Aargau Laufenburg-Coblenz (Rheinstrasse und Bauausführung derselben (Bauführer J. Kuhn)

1846/47 Bauleitung der Eisenbahn Zürich-Baden (Nordbahn)

Sonderbundsfeldzug vom 27. Oct bis 12 Dec. 1847 als Comandant der VI ten Artillerie Brigade.

1	12	℔	Kanonenbatterie	Zürich
1	do	℔	"	Basel
2	do	℔	Batterien	Bern
1	24	℔	Haubitzbatterie	Solothurn
5	Batterien			

Standorte: Zürich-Bern-Freiburg Luzern-Altdorf

1850 13 Jan. Sterbetag von Marie

1851/53 Strassenvermessungen durch den Kanton Appenzell A & I Rhoden

1853 24/25 März Vater gestorben

1853/54 Bauaccord der Eisenbahn St. Gallen-Sitterbrücke
Bauaccord der Brücke über die Thur bei Heschikofen mit Baumstr. Locher (amerikanische Holzgitter Construction) & II tes Bahnbauloos daselbst.

1854/56 Bauaccorde der S. Centralbahn
Bauloose b. Aarburg & Zofingen, Bahnhofgebäude in Olten, Gewölbte Brücke über die Aare b. Olten (mit Bmstr. Locher)

1855/56 Bauaccord der gewölbten Reussbrücke Thurgi-Windisch & Bauloos Thurgi-Brugg.

1856/57 Wohnaufenthalt mit Familie in Aarburg

1855 29 Apr. Begräbniss der Schwiegermutter Friedr. Custer

1857/58 Brückenbau über d. Limmath bei Thurgi & Bauloos durch das Siggenthal Turgi - Coblenz mit Tunnel b. Coblenz & Brückenpfeiler der Rheinbrücke
Bauaccord, Bauloos Zollikofen-Worblaufen, S.C.B.
Bauaccord Gewerbe-Canal-Bau bei Bamberg Bayern.

1857/58 Zwei Amtsdauern als Mitglied des Bezirksgerichtes und eine Amtsdauer als Mitglied des eidgenössischen Schwurgerichtes.

1858 Kauf & Bezug der Besitzung Schäflisberg.

1858/59 Brückenbau ü.d. Aare bei Kiesen S.C.B. Bauführer A. Custer.

1859 Reise mit Tochter Marie von Frankfurt nach Düren, dann allein Reise nach Belgien & London, im Rückweg mit Marie von Düren über Paris nach Hause.

1859/60 Bau des Gewerbekanals (Emmenkanal) & der Pferdeeisenbahn Derendingen-Biberist.

1860/61 Bauaccord der Strafanstalt bei Lenzburg (Bauführer A. Custer).

1861 Reise mit Tochter Clara von Frankfurt nach Hannover-Hamburg-Berlin-Leipzig.

1861/62 Bauaccord der Spinnerei Hagendorn (Bauführer E. Näff).

1862 6 Juni Bruder Carl gestorben.

1863 Bauaccord b. Schönenwerd ü.d. Aare Holzgitter-Konstruktion.

1863/64 Bauaccord der pneumatisch fundirten Brückenpfeiler in Busswil (Aarebrücke) J.B.L. Bahn (Bauführer Ed. Näff).

1864 Projektierung der Eisenbahnlinie Biberist-Burgdorf.

1864 19 Oct. Schwiegervater J.L. Custer gestorben.

1865 Aug & Sept. Brustfellentzündung.

1866 Badekur in Fideris (mit Nelly).

1867/68 Bau des Posthauses in Aarau in Comp.ie mit Zschokke & Fleiner.

1868 Nov. & Dec. Reise nach Riga & Petersburg wegen Concurrenz für Brückenbauten.

1869 Bauaccord Brücke & Uferbauten an der Aare bei Wildegg.
Bahnprojekt Andelfingen-Singen.

1869 Vom 23 Apr. bis 4 Mai
Conferenzen für Gründung der Gesellschaft der Rigi-Zahnradbahn als Bauleiter für Näff, Riggenbach & Zschokke.

1870 21 Mai erste Probelokomotivfahrt an der Rigibahn.

1871 22 Mai erste Eröffnungsfahrt der Rigibahn.
Leitung des Betriebes der Rigibahn Saison 1871.

10. Nov. Todestag der Tochter Marie in Parnahiba.

1872 21 März bis 4 Juni Reise nach Turin - Genua - Rom - Neapel.
Begutachtung einer Vesuv-Bahn. Nach Salerno - Paestum - Neapel (grosse Vesuv Eruption 26 Apr.). Nach Rom - Florenz - Bologna - Venedig - Triest - Cilli - Budapest - Wien - Ischel.
Begutachtung einer Schafberg-Bahn.
Nach München - Niederaibach & zurück nach St. Gallen.
9 Juli Todestag des Bruder Carl.
26 Oct. Todestag des Schwager Kubly.
27 Oct. Ankunft von Gustav Habisreutinger mit seinem Kinde Adolf.

1872 10 Nov. Beerdigung des Schwager V. Aug. Custer.

Bau der Doppelspur an der Rigibahn Freiberg - Kaltbad 1te Jahreshälfte.

1873 29 Mai mit Tochter Clara nach Havre.
7 bis 30 Juni Reise allein nach Rouan - Chartres - Paris - Orleans - Tours - Bordeaux - Toulouse - Garcassonne - Cette - Mompellier - Niemes - Avignon - Monaco - Genua - Turin. (Recognoscirung auf den Berg La Superga für Zahnradbahn). - Bellinzona - Vitznau.

1873 28 Sept. 100 jähriges Jubiläum des Stammvaters J.M. Näff in Altstädten & Marbach.

21 Oct. Nach Wien - Weltausstellung.

29 " nach Hohenberg, Besuch bei Max in seinem dortigen Baugeschäft.

1 - 3 Nov. nach München & St. Gallen.

1874 19 - 27 Juli Eidg. Schützenfest in St. Gallen. (Präsident des Baucomitē).

1875 13 Mai Kaufvertragsabschluss mit A. Merian über das Neumühle Marmorgeschäft für den Sohn Max.

31 Juli bis 11 Aug. Deutsches Bundesschiessen in Stuttgart. Nach Heilbronn - Frankfurt - Wildbad - Herrenalb - Baden-Baden. Constanz. St. Gallen.

1876 Ueber Neujahr krank an typhöser Lungenentzündung. Reconvalescent bis Ende Jahr.

20 - 23 Juni nach Biel, Chaux de fonds nach Murten (Murtner-Schlachtfeier).

1877-1887 Folgen nur kurze Einträge über Reisen, meist mit 2-4 Enkeln in der Schweiz und angrenzenden Ländern, keine berufliche Tätigkeit mehr, Besuch von Ausstellungen. Ab 1887 keine Notizen mehr.

6. ERINNERUNGEN AN DEN SCHÄFLISBERG, HAUS VON OBERST ADOLF NAEFF UND AN MARBACH, FERIENHAUS UND REBBERG

VON SEINER ENKELIN MARIA GSELL-BAERLOCHER, CA 1900

a. SCHÄFLISBERG

Im Anblick der Klostertürme und des schlanken St. Laurenzenturmes, die ihre Linien in die blaue Luft zeichnen und des dicken, runden Turmes darunter neben dem Karlstor mit dem Schönen Relief, das nach der Sage ein Gefangener ausgehauen hat, wuchsen wir auf. Das Haus Schäflisberg, früher ein Sulzberger/scher Sommersitz, gehörte dem Grossvater. Er stammte nicht aus der engen, in die steilen Hügel eingepressten Stadt, nicht aus den Kaufhäusern, die so ordentlich nebeneinander stehen und so säuberlich und einfach sich einfügen in die stillen Gassen, nein, unser Grossvater sah eine weite Landschaft um sich mit dem Blick über die Ebene zum Rhein und darüber hinweg in die österreichischen Berge. Er wuchs mitten in den Rebhügeln auf mit ihren Schlösschen, ihren Mäuerchen, den Maisfeldern, den ziehenden Wolken, dem Föhnwind, unter einem sangesfreudigen Volk, das den Wein liebt und die Spässe.

Grossvater war der jüngste Sohn, das zweitjüngste Kind seiner früh gestorbenen Mutter, Maria Dalp von Chur, und eines prächtigen, sehr geliebten und verehrten Vaters, der aus dem 18. Jahrhundert stammte, aber der Aufklärung und den neuen Ideen zugetan war,

seine sechs Söhne in weltoffenen Sinne erzog und ausbilden liess, sie in die damals berühmte, freisinnige Kantonsschule in Aarau schickte und zum Studium ermunterte, -- zwei Juristen, davon einer später sogar Bundesrat wurde, ein Mediziner, zwei Kaufleute, - und der Jüngste, eben unser Grossvater, musste dem Vater zuerst die Art seines erwählten Studiums, die Ingenieurswissenschaft, erklären, die er dann mit freudiger Zustimmung väterlicherseits in München und Wien studierte. Grossvater kam in eine günstige Zeit. Strassen wurden überall gebaut und verbessert, z.B. die Ruppenstrasse, da er Bauleiter war, und am ersten Tag viele Altstätter Männer, darunter auch der Urgrossvater, aus lauter Freude und Begeisterung mit schaufelten und werkten, -- die Strasse Ragaz-Pfäfers, die Tardis Brücke, die Strassen im Neuenburgerjura, - von St. Gallen nach Wil waren auch seine Arbeit. Dann kam die Eisenbahn, die erste Zürich-Baden, wo er auch Mitarbeiter war, und schliesslich als berühmteste die Vitznau-Rigibahn, die erste Zahnradbahn in Europa, nach dem System Riggenbach, welche Ende der 60 er Jahre erbaut wurde. Unser Grossvater war der Ingenieur des Trios Naeff, Zschokke und Riggenbach, der Erbauer des Tracées.

Es war ein reichbewegtes Wanderleben, das später auch Frau und Kinder teilten. Aber das Familienglück war leider von kurzer Dauer. Die geliebte lebhafte Frau Marie Custer von der Rose in Rheineck erkrankte an den damals noch so unbarmherzig wütenden Pocken. Grossvater schloss sich schliesslich mit ihr ein, um die Kinder fern zu halten und pflegte sie bis zum Tode, - wie man später erzählte, - ihr das Versprechen gebend, nie mehr zu heiraten. Fünf Kinder blieben dem armen Vater. Das Kleinste, Irma, starb bald der Mutter nach. Gütig und Liebevoll, aber von seinem Beruf oft abgehalten, widmete er sich, mit Unterstützung von mehr oder weniger tüchtigen Hausfräulein der Erziehung der Kinder.

Vielleicht etwa Mitte der Fünfzigerjahre konnte er es sich erlauben, sich in St. Gallen ein schönes Heim zu erwerben und nach und nach immer mehr nach seinem Wunsch auszubauen. Und so wurde der Schäflisberg, das Haus am steilen Hang, unsere Heimat. Es ist schwer zu beschreiben. Denn von der stattlichen Kellertüre an der Nordseite, am "Gässli", wie wir es nannten, erhob es sich vier Stockwerke hoch, während auf der Südseite nur zwei Stöcke die an die Hügelwand sich anschmiegende Terrasse überragten. So war das Haus teilweise in den Hügel eingebaut und dem entsprechend teilte sich auch der schöne, von dem treuen Gärtner August sorgfältig gepflegte Garten in verschiedene Terrassen auf. Wegen dieser Bauart hatte das Haus sehr ungleich hoch gelegene Stockwerke, die durch Stufen und Treppen verbunden waren. Von Grossvaters Wohnung, dem untern Stock, wie wir ihn nannten, ging es zum Beispiel vier mehr oder weniger hohe Treppen hinunter bis zum offiziellen Hausgang, dem eine überlebensgrosse Ceres aus Gips ein eigenartiges Gepräge gab, während man doch gegen Süden ebener Erde durch die Laube und das Brunnenhaus mit den grossen laufenden Brunnen auf die Terrasse gelangen konnte. Im obern Stock, auch wieder durch eine fünfstufige Treppe in zwei Teile getrennt, wohnten wir, unsere frohmütige, von schweren Problemen nicht geplagte Mutter, der eher stille, seine tiefe Innerlichkeit kaum äussern könnende, und leicht etwas spöttische Vater mit nach und nach sieben Kindern. Dort erlebten wir eine sorgenlose, von treuer Elternliebe beschützte Kindheit.

Meine frühesten Erinnerungen sind: Wie mein zwei Jahre jüngeres Schwesterchen Vreneli laufen lernte, wie der Papa auf seinem Schimmel, Mirza genannt, an der Spitze seiner Kompanie die St. Georgen Strasse hinauf zog zum Schiessplatz auf dem Brand, wie mich meine Grossmama Baerlocher auf dem Schlitten hinter sich her zog, -- und dann Tante Marie, die geliebte, die älteste Tochter von Grosspapa, die ihm bis zu ihrer Verheiratung den Haushalt

führte. Ich war oft bei ihr. Sie sass auf dem grünen Kanapee im Erker und um sie herum verstreut lagen die kleinen englischen Bücher, die ich jetzt noch als liebes Andenken besitze: The Hair of Redcliffe, Heartsease, The Daisy Chain. Offenbar liebte sie die Sprachen, denn sie lehrte mich auch italienische Wörter: padre, madre, zia, stanza, casa. Aber ich weiss noch, als sie sich mit Gustav Habisreutinger vermählte und mit ihm nach Brasilien zog. Der Abschied, den sie von mir nahm, ist mir als herzzerreissend in Erinnerung geblieben. Wir haben sie auch nie mehr gesehen. Nach wenigen Jahren starb sie, man sagte aus Heimweh, und bat den Gatten, ihr Büblein zum Vater zu bringen. So erlebten wir den Abend, als Adolf, -Dudu-, als zweijähriges Büblein mit dunklen Augen und herzigen Löcklein ankam und fortan als Grosspapas Hausgenosse das Kinderleben mit uns teilte.

Im Sommer natürlich spielte es sich wo möglich im Garten ab. Auf der Terrasse sass die immer fleissige Mama, die beständig zu nähen, zu stricken, zu flicken hatte für die sich mehrende Kinderschar. Welch ein Tummelplatz war uns gegeben! Der Springbrunnengarten, so eigentlich der Salon, auf der Ebene der untern Haustüre mit gepflegten Blumenbeeten und Topfpflanzengruppen. Dort war der Eingang ins Treibhaus, Warm und Kalthaus. Der Stolz Augusts waren die dort eingepflanzten Camelienbüsche, die im Frühling ihre roten und weissen Blüten entfalteten. Eine Treppe höher die Ebene mit der Volière, wo eine Menge verschiedenartiger Vögel sich tummelten, in eigenem Raum ein Goldfasanenpaar prunkte, - draussen, den Sommer lang, auf Ständern zwei Kakadus, einer rosa, einer gelb geschmückt, sich wiegten, - wo das offene Gartenhäuschen mit der weitgebreiteten Aussicht auf die Türme und über die Stadt stand, ein bischen höher das "geschlossene Gartenhaus", ein Achteckiger Pavillon mit hellem Saal, darin an schönen Sommersonntagen, wenn allemal die Steinlin-Familie, Vater Arnold etwas griesgrämig, Mutter Nelly sehr sanft, und die vier Kinder, Anneli und ihre drei

Brüder, zum Mittagessen kam, gespeist wurde. Diese Familientage bei Grosspapa fanden das ganze Jahr alle 14 Tage statt: Steinler Sonntage nannten wir sie. Im Sommer wurde der schwarze Kaffee dann im Springbrunnengarten getrunken.

Von diesem Gartenteile gins durch eine Büchenlaube auf die häusliche Terrasse hinauf, die teilweise von dem grossen alten Kastanienbaum beschattet war. In dieses Baumes Aeste hatte Grosspapa ein Altänchen anbringen lassen mit Bänklein und Tisch. Dort habe ich später oft Aufgaben gemacht. Von der Terrasse ging der Zickzack-Weg hinauf zum Stall, nicht von Tieren bewohnt, aber doch manchmal einen Heustock bergend, ein herrlicher Platz zum Spielen. Vom Stall führte eine lange ebene Obstbaumallee an der Gireize vorbei zum obern Gatter, das auf die St. Georgenstrasse führte. Dort war als Abschluss eine grosse Rondelle und im Gebüsch stand der Grabstein unserer Grossmama Marie Custer und daneben der kleine von Eugenli, unserem ganz klein gestorbenen Brüderlein. Von der Allee, vom Stall höher hinauf zog sich eine grosse Wiese, die man natürlich nicht betreten durfte, wenn das Gras hoch war, die aber im Winter eine schöne Schlittenbahn bot. Vom höchsten Punkt aus hatte man eine weite Aussicht über die Stadt, die Hügel, westwärts bis zum Hörnli, östlich bis zum Stücklein Bodensee.

In dem Teile des Gutes hinter dem Brunnenhaus war der Hühnerhof, eine recht geräumige Anlage mit Hühnerhaus und verschiedenen Gehegen. Grosspapa war ein grosser Vogelliebhaber. Nicht nur die Volière und der Papagei und die Prachtfinklein seiner Stube zeugten davon, sondern auch die Hühner in ausgesuchten Sorten und die Tauben, die ihre Schläge im Stall oben und im Giebelkämmerchen des Schäflisberghauses hatten. Wenn er zu Hause war, - er war oft längere Zeit abwesend in Vitznau, an Sitzungen oder auf anderen Reisen, - fütterte er seine Vögel immer selber und hatte im sog. Vogelzimmer neben seinem Büreau alles zur Hand was dazu nötig war.

War er abwesend, so übernahm August diese Aufgabe. Der Vogelhändler Bosshart war uns eine sehr bekannte Gestalt. Grosspapa trug am Vormittag zu Hause einen langen grauen flanellartigen Schlafrock und ein grünes gestepptes Käppchen (keine Dächlikappe). Zu Mittag und wenn er ausging war er ein Herr à Quatre épingle, der Herr Oberst. Es kam auch jeden Morgen ein Coiffeur, um ihn im Büreau zu rasieren.

In meinen Kinderjahren wurde die Vitznau-Rigibahn, die erste sehr bewunderte Zahnradbahn in Europa, gebaut. Grossvater war monatelang abwesend in Vitznau. Dort war ich als kleines Meiteli auch wochenlang mit der Mama, gut versorgt in der Pension Zimmermann, später Hotel Kreuz. Der auch anwesende Professor Rüttimeyer, wohl der bekannte Naturforscher aus Basel, befreundete sich sehr mit Mama und war sehr nett gegen mich. Ich kann mich gut erinnern, wie Mama in einem Tragestuhl von zwei Trägern auf den Rigi getragen wurde. Sie hatte mich auf dem Schoss und die an der Bahn arbeitenden Italiener riefen bewundernd: Ah, "la Madonna!" Vielleicht einige Jahre später waren wir, diesmal auch das Schwesterchen Vreneli dabei, sowie Tante Nelly mit Anneli, wieder für Wochen Grosspapas Gäste in Vitznau. Diesmal wohnten wir im kath. Pfarrhaus bei einem freundlichen Herrn Pfarrer und assen in der inzwischen eingerichteten Bahnhofrestauration. Es war zur Besorgung der Kinder die junge Magd Ottilie mitgenommen worden. Eines Tages sassen wir mit ihr auf der Altane des Badehäuschens über dem Wasser. Und - oh Schreck! - ihr Wollknäuel fiel durch eine Spalte ins Wasser in den See und guter Rat war teuer, ob man nun den ganzen Knäuel aufziehen oder das Strickzeug auch in den See hinunter werfen und unten auffischen wolle! Von unseren Fenstern aus sahen wir das nun schon so weit gediehene Rigibähnchen mit dem aufrecht stehenden Dampfkessel - Grosspapa auf der Maschine - probeweise hinauf und wieder hinab fahren. Sehr interessant! Auch weiss ich noch, dass wir einmal in einem Ruderschifflein quer über den See ins

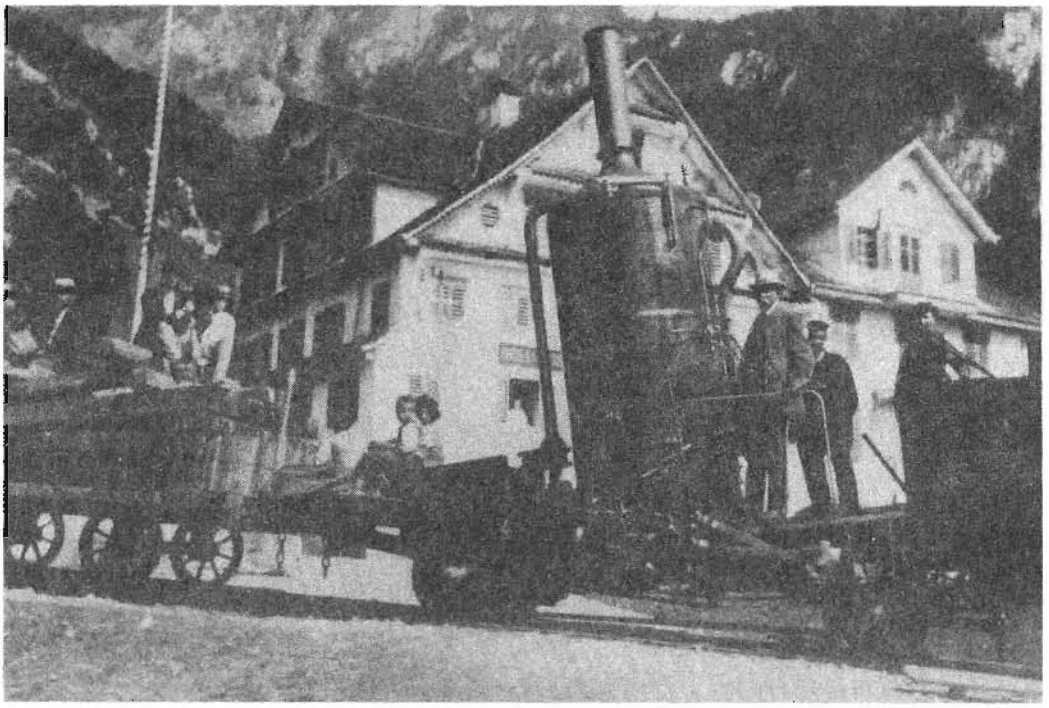


Abbildung 50 Oberst Adolf Naeff, bei der Erbauung der Rigi-Bahn, stehend auf der ersten Lokomotive in Vitznau

Mätteli am Fusse des Bürgenstocks fuhren und auf dem Heimweg von einem Gewitter mit Blitz und Donner und gewaltigen Wogengang überrascht wurden. Wohl daher stammte meine spätere Aengstlichkeit bei Ruderschiffvergnügen?

Eine andere Kindererinnerung ist der Aufenthalt, den ich mit Mama auf dem Brestenberg bei Dr. Ehrismann, ihrem Götti, und seiner lieben Familie machen durfte. Damals waren die Ufer des Hallwilersees noch nicht so verlandet. Man stieg direkt vom ebenen Blumengarten eine Treppe hinunter zu den Schiffli, in die ich nur zaghaft einstieg. Die Töchter von Dr. Ehrismann, der mit Grosspapa gleichzeitig in München studiert hatte, waren sehr mit Mama befreundet. Auf der Heimreise machten wir Halt in Zürich und besuchten Tante Bertha Baerlocher, die dort krank im Kantonsspital lag, und Herrn Bossharts, Papas New Yorker Freunde, bei denen er während seines Amerika Aufenthaltes gewohnt hatte. Wie anders, als Hort der Freiheit gepriesen, waren damals noch die "Vereinigten Staaten von Nordamerika" nach dem Sezessionskrieg! Wie weit die Reise!

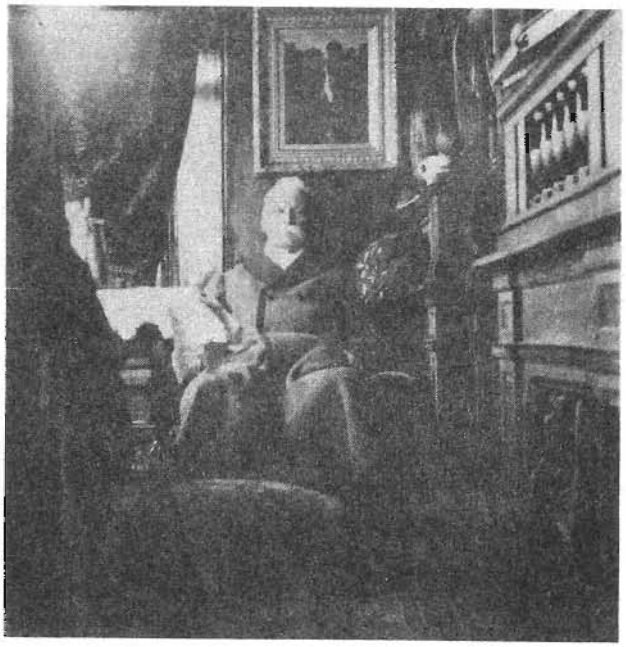


Abbildung 51 Oberst Adolf Naeff ca. 1890
in seinem Wohnzimmer Schäflisberg, St. Gallen

Ich war fünf Jahre alt, als 1871 der deutsch-französische Krieg zu Ende ging und die Bourbakis in der Schweiz interniert wurden. Auch Papa hatte als Offizier damit zu tun. Ich weiss nicht welchen militärischen Grad er damals bekleidete, ob er schon Oberst war. Aber ich weiss, dass französische Offiziere mit ihm und Grosspapa im Garten spazierten, und dass ich an Papas Hand in die St. Mangenkirche trat, wo die fremden Soldaten auf Stroh lagerten und ein lebhaftes Hin und Hergetriebe herrschte. Jakob, euer Vater, konnte sich gut erinnern, wie die Franzosen auf der Rötelwiese Löwenzahnblätter suchten, um daraus Salat zu machen, und wie sie als Buben selig dankbar waren, wenn sie von so einem Bourbaki ein grässlich hartes Stück Zwieback - noch aus dem Kriegsvorrat - geschenkt bekamen. Auch machte er mit seinen Kameraden

oft Soldätlis, eben deutsch-französischen Krieg. Alle wollten immer lieber die Franzosen sein! und besiegten die Deutschen immer! Jakob war oft der Anführer der Franzosen.

Bald kam dann die Schulzeit, die ich bei der sehr geliebten, kleinen, alten Fräulein Ehrenzeller begann und dann die Primar-Schule, in den höheren Klassen bei dem verehrten Harrn Sandherr beendigte. Die Realschule im Schulhaus hinter der St. Laurenzenkirche jetzt Frauenarbeitsschule, war eine Offenbarung für mich, denn Pfarrer Ruess, ein Lehrer, der übrigens gar keine Disziplin halten konnte, führte uns in die Welt der Griechen, die Sagen, die Geschichte ein. Es war ein wundervolles Erblühen. Und gerade zu dieser Zeit machte Grosspapa mit seinen beiden Töchtern, unserer Mutter und Tante Nelly, die Reise nach Rom, was auch in mir unauslöschliche Eindrücke hervorrief. Sie brachten ausser lebhaften Erzählungen die grossen photographischen Bilder vom Forum, Colosseum, dem Titusbogen, dem Dom von Florenz mit heim, die seither in schmalen, schwarzen Rahmen in Grosspapas Büreau hingen und meine lebenslängliche Italien Sehnsucht begründeten und immer neu weckten.

So schwanden die Jahre in sorglosem Jugendglück. Aus dem Kind wurde die Schülerin und die Familie mehrte sich und der Mittagstisch, an dem Papa glücklich seine Schar beisammen hatte, füllte sich immer mehr: meine liebe Gefährtin Vreneli, der Schweigsame, manchmal etwas brummige Walther, die ordentliche, fleissige Irma (Immi), der immer tätige, freundliche und geschickte Robertli, und zuletzt als Freude und Wonne der älteren Schwestern das Zwillingspäärli, Julius (Juli) und Emil. Das waren herzige Büblein, die wir öfters besorgen mussten, wenn Johanne, die Befehlshaberin, uns anstellte. Vreneli betreute dann immer Juli, ich Emil.

In der Küche waltete die treue Sophie, ein blondes Schwabenmeitli, zum Bügeln kam eine nette, alte Frau Frei und zum Flicken Jungfer Mark, alles treue und sichere Trabanten, und doch hatte die Mama

immer zu tun und war eigentlich immer daheim, ausser wenn das "Nomittägli" tagte, eine Vereinigung von vier treuen Freundinnen. Auch hatten meine Eltern eine regelmässige Zusammenkunft mit fünf etwa gleich alten Ehepaaren, die sog. "Gemischte", die abwechselnd in den verschiedenen Häusern alle Monat stattfand, - solenne Nachtessen.

Zu Grosspapa kamen öfters Besuche von Verwandten, - natürlich seine Geschwister von Altstätten und Rheineck, aber auch Neffen und Nichten aus dem Ausland, aus dem Schwabenland, dem Tirol, der Steiermark, - seine jüngste Schwester Luise, die bei ihrer Tochter in Stuttgart wohnte. Ausser dem Steinlersonntag kamen im Winter jeden zweiten Sonntagabend die Nichten Weydmann und Haltiner mit schweigsamen Männern und lebhaften Töchtern zum Nachtessen und vorherigem Baston, welches Spiel bei den verschiedensten Gelegenheiten eifrig betrieben wurde an extra mit grünem Tuch überzogenen Spieltischen, auf denen z.B. in Altstätten zwei Kerzen in silbernen Leuchtern brannten.

Am Sylvesterabend war immer grosse Gesellschaft bei Grosspapa. Im Saal, braunrot getäfelt mit grüner Tapete und braunroten Plüschmöbeln, wo über dem Kanapee das grosse Gemälde von Veillon, Venedig, Santa Maria Salute bei Sonnenuntergang, hing, brannte der Weihnachtsbaum und bekamen wir unsere Geschenke. In der Stube war der festliche Tisch zu herrlicher Mahlzeit gedeckt. Zum Dessert gab es Glace. Seit man konfirmirt war, durfte man auch daran teilnehmen. Vorher wurden wir Kinder alle im obern Stock mit Bratwürstli und Apfelmus (mit Rosinen darauf!) gespeist. Wir mussten ins Bett und die Steinlinkinder wurden abgeholt. Aber als wir älter waren konnten wir per contre bande wieder in den Weihnachtssaal schlüpfen und beim Mitternachtsläuten stolz und glücklich wieder erscheinen zum Erstaunen der Eltern!

Grosspapa der Gütige hatte eine herrliche Einrichtung getroffen. In den Sommerferien durften, per Jahr abwechselnd, einmal die Enkelinnen, dann die genügend grossen Enkel, mit ihm ein Reisli machen. So wurden wir mit dem Heimatland bekannt. Vierwaldstättersee, Berneroberland, Wallis, Glarnerland, Lausanne und Freiburg, Ragaz und die Taminaschlucht, das Engadin, das Bergell, Lugano und Locarno, die Isola Bella --- Herz, was willst du noch mehr! Ich erinnere mich noch gut, wie uns Grosspapa auf einer der Anhöhen über Freiburg den Platz zeigte, wo er während des Sonderbundkrieges als Hauptmann mit seiner Batterie bereit stand, um auf die Stadt zu schiessen, als dort die weisse Fahne aufstieg.

Mit den Eltern durfte ich als erwachsene Aelteste die erste Landesausstellung in Zürich 1883 besuchen, erstmal elektrisches Licht, - mit Papa die erste Säntisbesteigung machen, und dann die grosse Tour über den Kistenpass, wo es am Muttsee noch keine Hütte hatte und man an einem Tag vom Heulager auf der Baumgartenalp bis Brigels wandern und obligatorisch zwei Führer mitnehmen musste.

Papa war ein leidenschaftlicher Sonntagsspaziergänger. Mit der ganzen Kinderschar wurde ausgezogen, oft auch weitere Ausflüge an den Bodensee, ins Rheintal, in die Appenzellerberge gemacht.

Und mein Rheineck! Du geliebtes Stätlein, von der Ruine des Burgstocks überragt, der Heimatsort unserer so früh verstorbenen Grossmutter Naeff-Custer. Es ist mir unendlich lieb. Und wie war es früher schön mit dem breiten, strömenden Rhein und der langen gedeckten Holzbrücke. Allerdings, sicherer ist es ja jetzt. Ich weiss noch gut, wie einst die Wasser des Rheins etwa 1/2 mtr. hoch in der Hauptstrasse standen, wie Stege in jeden Hausgang hinein bis zur Treppe führten, wie im Fahr aussen und im Nebengraben Häuser ganz vom Wasser umringt waren.

Unsere Grossmutter hatte drei viel jüngere Brüder. Onkel Gottlieb Custer, der mit seiner pfälzischen Frau Anna im Altensteig oben

wohnte, - Onkel August, Bankier, der die Grueb besass, jetzt ist es die Landwirtschaftliche Schule Custerhof, so genannt, weil er das Anwesen dem Kanton schenkte, - Onkel Louis, der ohne Beruf und Beschäftigung faul und bequem mit seiner quecksilbrigen, freundlichen, geschwätzigen Frau Olga und fünf Kindern aus dem ererbten Geld im väterlichen Haus "zur Rose" seine Tage dahin brachte.

Bei Onkel und Tante Berta in der Grueb war das Ferien-Paradies. Dort durften wir öfters Sommerferien verbringen, als Schulmädchen, wie als Jungfräulein, immer mit Vreneli und der Cousine Anna Steinlin. Einmal durfte auch jede von uns noch eine Freundin mitbringen. Onkel August waren Kinderlos und freuten sich dafür andern Kindern viel Freude und Wonne zu bereiten, seien es die herrlichen Mittagessen, wo sich jedes Gästlein nach der Reihe einen Wunsch ausdenken durfte, seien es die saftigen Früchte zum Znüni, sei es dass man die Rosse vor die Kutsche spannte und mit dem Onkel Spazierfahrten bis Bregenz und Dornbirn machen durfte, seien es die Heimfahrten hoch oben auf dem Heuwagen oder die Badefreuden in der Geissauerbucht, wo man auf weichem Sand weit in den See hinaus laufen konnte, wo Lindau auf seiner Insel so nah herüber winkte. Die Grueb war des ehemaligen Landvogts Residenz gewesen, ein stattliches Haus mit vielen, schönen, teils verschlossenen, geheimnisvollen Zimmern, mit vielen Nebengebäuden und einem sonnigen, schönen durch eine Doppeltreppe erreichbaren Garten mit Rinden-Gartenhäuschen, Goldfischen im Springbrunnen.

Rheineck war noch voll von anderen Verwandtenhäusern, in denen man mehr oder weniger gern einen Besuch machen musste. Im Städtlihaus, stattlich und geräumig, mit Hof und Stall und über der hintern Gasse einem bis zur Burg hinauf steigenden Garten, Irrwäldli genannt, wohnte Tante Lutz, Grosspapas älteste Schwester, Jakobs Grossmütterli und nachher auch noch kurze Zeit das meine. Sie hörte kaum. Man musste unbändig laut auf ihre freundlichen Fragen

antworten, aber sie blickte einem mit lebhaften blauen Augen gütig an. Ihre Tochter, Tante Julie, die wohl wegen ihrer Mutter Schwerhörigkeit so laut und herrisch redete, fürchteten wir eher. Dagegen hatten wir Zutrauen zu Tante Berta Saxer, eine andre Tochter von Tante Lutz, die im "Hof" oben, einem kleinen Gütli mit nettem Holzhaus, wohnte, lebhaft und lustig, mit prächtiger Sopranstimme.

In der "Ebne" im Fahr aussen wohnte Tante Wilhelmine Custer-Naeff, auch eine Schwester von Grosspapa, mit weissen Ohrenlocken, eine Blumenfreundin und Züchterin. Ihre Tochter, Base Emma Baerlocher-Custer, mit fünf Kindern, lebte im stattlichen Löwenhof, auch einem Custer/schen Vorfahrenhaus. Dann mussten auch die beiden Onkel Louis und Gottlieb besucht werden. Also war man recht daheim im Städtli und überall bekannt und gut aufgenommen.

Von Tante Mathilde muss ich noch berichten, der vierten Tochter vom Grossmütterli. Sie war laut, lustig, sehr gütig gegen alle verwandten Kinder, selbst kinderlos, lebte lange Jahre mit ihrem Manne, Onkel Labhardt, in Manila, besass aber auch in St. Gallen ein Haus am obern Graben für die monatelangen Schweizeraufenthalte. Einmal brachte sie einen etwa 14 jährigen Filipinosbuben, Pedro, mit, der fröhlich mit uns Anschlägerlis spielte, trotzdem man sich kaum verständigen konnte.

Nach der Konfirmation schickte man mich, das heisst Papa brachte mich mit Besichtigung von Basel und Heidelberg, für ein Jahr nach Frankfurt am Main, alter Tradition gemäss, denn schon unsere Grossmutter Naeff und später Mama und ihre Schwestern hatten dort höhere Bildung empfangen. Es war ein reiches Jahr mit vielen interessanten Eindrücken und wenn ich bedenke, dass diese schöne Stadt jetzt durch die Bombardierungen fast vernichtet ist, tut mir das Herz weh. Dort habe ich meine liebe Freundin, Rahel Cunz, später Kunkler, gefunden, das Rehli, das mit allem immer zu spät kam, lieblich und fröhlich. Sie wohnte in Rorschach und oft bin ich

später in das gastliche Haus, wo ein gütiges Elternpaar schaltete, hinunter gefahren und genoss das Baden und Schwimmen im Bodensee.

Das Schwimmen aber hatten wir gelernt in der alten gemütlichen Meitlibadanstalt am östlichen Ufer des Bubenweihers, wo Jungfer Engler eine strenge Lehrmeisterin war, wo man so gemütlich halbe Stunden lang im Badtuch an der Sonne sitzen konnte, wohin man am schönen Sommernachmittag hinauf stürzte direkt nach der Schule und daheim mit Behagen am Tisch unter dem Kastanienbaum die herrliche Milch trank, vielleicht nachher noch mit Bruder Walther ein Croquetspiel machte. Denn mit Aufgaben waren wir nicht überlastet und ich lernte leicht. Das wirkliche gründliche Lernen ging erst in Frankfurt an.

Als ich wieder heim kam war ich die Haustochter, die älteste Schwester, die mit der Mama am Nähtisch arbeitete, Mal und Zeichnenstunden nehmend, (leider etwas faul und Papa wäre es so daran gelegen gewesen), und leider wenig zu Haushalt und Küche angelernt. Mit Freundinnen zusammen hatte ich Französischstunden bei Pfarrer Tissot im Sternacker, ganz interressant, aber wir dummen Mädchen konnten uns vor Lachen fast nicht beherrschen, weil der arme Mann seine kalten Füsse in einem Pelzsack verwahrte. Noch interressanter waren die Abende bei Professor Götzinger, der mit uns die Ilias und Odyssee las und neue Griechen Begeisterung weckte.

Daheim gabs allerlei zu tun mit den vielen Geschwistern und war immer lebhaft und wir bildeten eine glückliche Familie, bis der arme Papa in schwere Geschäftssorgen geriet, fast daran verzweifelte und wir oft Angst um ihn hatten. Mama aber blieb immer tapfer und aufrecht und war ihm eine grosse Stütze. Das Geschäft wurde liquidiert und später bekam Papa die Stelle als Kassier der Bürgergemeinde, die er noch viele Jahre treu versah. Mir aber blühte in demselben Winter das Glück. Ich verlobte mich und am 5. Juli 1887 verliess ich nach der schönen und festlichen Morgensuppe in Grosspapas Saal mein Elternhaus, um das Leben an Jakobs Seite zu beginnen.

b. MARBACH

Eine Woche vor den Herbstferien herrschte lebhafte Tätigkeit in der Laube, durch die man ins Brunnenhaus und auf die Garten-Terrasse geht. Die grossen, strohgeflochtenen Körbe standen geöffnet da und Mama packte die unglaublichsten Dinge hinein, die Kathrine, Grosspapas dicke, behagliche Magd, unaufhörlich herbeibrachte. Da war ein gefüllter Schmalzhafen, eine grosse ovale Spanschachtel voll Würfelzucker, ein kleiner Zuckerstock, Macaronipaketet, mehrere Schachteln mit Gutsli, die Kathrine in den letzten Wochen gebacken hatte, Vogelfutter, ein Eiertopf, Zündhölzli, kurz alles was man in der Küche brauchte, und dazwischen gestopft Wäsche, Strümpfe. Voll waren die Körbe, dann kamen dazu die Koffern mit Kleidern von allen Mitreisenden und der Sack mit den Schuhen, die Tafelbestecke, der Papageienkäfig und der Käfig mit den kleinen Prachtfinkli, die Grosspapa immer nach Marbach mitnahm.

Am Abreisemorgen trafen wir voll Freude am Bahnhof Tante Nelly Steinlin mit ihren Kindern, manchmal auch schon Tante Frieda mit Friedeli und Mily, die nach Altstätten ins Grossvaterhaus reisten. Freudig stieg die Schar ein, natürlich in die zweite Klasse, der Grossvater als General der Truppe. Und, wie es damals üblich war, fuhr in der dritten Klasse Kathrine mit zwei grossen Henkelkörben, dem Vogelkäfig. Der Papagei wurde in dem Gepäckwagen mitgeführt, zur Freude der Condukteure. Ach! wie war schon die Reise verheissungsvoll! Sobald man in Rorschach den Bodensee erreicht hatte, kam das Seltene: Rheineck, das liebe Ferien- und Verwandtenstädtchen mit dem strömenden Rhein, die Fahrt ins Rheintal, wo sich nach St. Margrethen der Blick öffnete auf die Vorarlberge, das Ried und die Schlösser und Dörfer an den Appenzellerhängen.

An der Station Marbach, die im Ried draussen liegt, stand schon der Leiterwagen bereit auf den alles Gepäck und die kleinen Buben aufgeladen wurden. Fast noch lustiger war das Auspacken. Im Torkel unten standen die Körbe und Koffern. Grosspapa packte aus. Die ganze Reihe der Kinder, denn Tante Nellys Kinder waren auch immer dabei, trug Stück für Stück die Treppen hinauf. Oben räumten die Mütter und Kathrine ein und wenn alles an seinem Platz war, setzte man sich glückselig im getäfelten Stübli mit der langen Fensterreihe, mit dem eingebauten Buffet, der Schlafstätte hinter dem geblümten Vorhang, dem grossen grünen Kachel-Ofen, an den grossen von Truhenbänken umgebenen Tisch zum ersten Mittagessen, -- und die seligen Marbacherferien begannen!

In der Kinderzeit war es ein lustiges Streifen durch Dorf und Ried und Bachtobel. Gern ging man auch zum Beck, wo man ein "Prügeli" bekam oder einen Apfel im Teig braten lassen konnte. Oft machten wir alle miteinander Versteckis im Torkel, krochen unter Butten und der Trotte herum, sahen nachher jedenfalls zum Entsetzen unserer Mütter aus. Man nahm auch immer die ältesten Kleider mit nach Marbach. Gern gingen wir auch einige Jahre zur herzigen Pfarrerstochter Frieda in die Arbeitsschule, die oft im Buchsbaumbeetigen Pfarrhausgarten abgehalten wurde. Wir, das sind immer meine Schwester Vreneli, unsere Cousine Anna Steinlin, die wir innig liebten, und ich.

In Marbach stand das ehemalige Zehntenhaus "zum roten Torkel" geheissen, das schon von dem Ur-Ur-Grossvater samt den Reben, wahrscheinlich wohl nach dem Aufhören der Eidg. Gemeinen Herrschaften, angekauft worden war. Beschreiben kann ich es nicht. Leider ist es später von dem neuen Besitzer bis zur Unkenntlichkeit aussen und innen umgebaut worden. Die es noch in seiner wahren Gestalt gekannt haben, werden es nie vergessen. In meiner Kinder und Jugendzeit gehörte es meinem Grossvater, Adolf Naeff, dem jüngsten

Sohn der zahlreichen Naeffenfamilie. Jeden Herbst zog er mit Töchtern und Enkeln für einige Wochen hinaus und für die paar Sonntage waren alle zahlreichen Verwandten, Urgrossvaters Nachkommen, von vornherein eingeladen. Man brauchte sich nur anzumelden. Zum Beweis, wie berechtigt man zum Kommen war, diene, dass in einer Schublade des Buffets unzählige Serviettenringe (eine Spielkarte mit durchgezogenem farbigen Band und dem entsprechenden Namen darauf) bereit lagen.

Da kam selbstverständlich von Altstätten her das Chaisli mit Tante Katharine und Onkel Eduard, Grosspapas Bruder, sehr beschäftigter Arzt, der viel zur Pockenschutz-Impfung im Rheintal beigetragen hat, -- und auf dem Rücksitz sass, so lange sie noch ledig war, ihre Tochter, Tante Ernestine, mit der klaren Sopranstimme. Es kam Tante Kubli mit den Ihren, auch eine Schwester von Grosspapa, die ebenfalls jeden Herbst in das ihr noch gehörende Haus an der Herrengasse in Altstätten zog. Sie mussten eben alle "wimmen" und hatten dann das ganze Jahr durch eignen Wein in ihren Kellern. Von Rheineck kamen zwei Schwestern, Tante Lutz, die Grossmutter von meinem lieben Jakob, und Tante Wilhelmine aus der Ebne. Und sie waren begleitet von Söhnen oder Töchtern oder Enkeln, wer grad da war und kommen wollte. Wir sassen oft auf dem Dach-Altänchen, um die Leute zu zählen, die von der Station das schmale Strässchen nach Marbach zogen und sie wo möglich zu erkennen.

Unsere Väter, Papa und Onkel Arnold, waren schon am Samstag Abend gekommen und ersterer ging dann oft Sonntag Morgen in die Kirche, wo Dekan Zollikofer predigte und der Vorsinger mit krächzender Stimme die Choräle anstimmte. Wie es in der paritätischen Kirche der kath. Kultus ohne Orgel machte, weiss ich nicht.

Am Sonntag war frohe Begrüssung der Gäste. Oft war an zwei Tischen gedeckt und wir Kinder wurden im sog. Saal gespeist, wo hinter den Vorhängen mit Paradiesvögeln in den Alkoven Betten standen, wo

durch einen Wandkasten eine steile Treppe auf die staubige Diele führte. Am ersten Marbacher-Sonntag war das Menu immer Rippli, Würste, Sauerkraut, gesottene Erdäpfel und zum Dessert eine wunderbare, hoch getürmte Delfterschale voll Trauben, die Grosspapa immer selbst in den Reben schnitt.

Am Nachmittag spazierte die ganze Gesellschaft über die Höhen, meistens in den Weinstein. Wie wundervoll waren die Gänge über die Hänge ob den Reben am sonnenreichen Herbsttage! Weitgebreitet das Ried mit seinen Türggenfeldern und Turbengräben, den Rhein ahnte man weit draussen, und dahinter erhoben sich die schöngeschwungenen Oesterreicherberge, der schlafende Ritter, die Kugel, der Hohe Gerach, und, sich steilend, mein Liebling, die Zimpaspitze. Und weiter die Reihe: die Drei Schwestern, der Falknis, im Süden Calanda, und, das Rund abschliessend, der breite Rücken des Kamor und der schneebedeckte Rücken des Säntis, der von dieser Seite ganz anders aussah, als von St. Gallen. In die Talmulde gebettet das Heimatstädtchen Altstätten. Und Reben, Reben!

Weinstein, das alte Schlösschen, früher auch einmal unsern Custer/schen Vorfahren gehörend, war dazumal eine Wirtschaft. Das kleine Säälchen im obersten Stock war für unsere Gesellschaft bereit. Der neue Wein, der süsse Sauser, wurde reichlich aufgetragen und gekostet und schon mit dem Singen angefangen. Denn die Naeffen waren ein sangesfreudiges Volk. -- Wieder unten ins Marbacherhaus zurückgekehrt, wurde Tee und Gutsli für die Frauen und für die Herren wieder Sauser aufgetragen. Denn so wollte es die Sitte. Und natürlich Trauben! Grosspapa war ein unübertroffener Wirt und Gastgeben. Er freute sich aber auch an seinen alten und jungen Gästen und sang wacker mit, wenn nun alle die vertrauten, geliebten Lieder erklangen, zwei und dreistimmig. Vielleicht würde man jetzt sagen: kunstlos. Aber das war das Schöne, dass sich keine zu genieren hatte. Und es muss doch nicht so übel gewesen sein,

denn es hatte manche gute Stimme darunter und unter auf dem Wiesli vor dem Haus stand ein gerne zuhörendes Publikum. Und auf und hinter dem grünen Kachelofen sassen wir als Kinder dicht gedrängt und mir wollte allemal fast das Herz verspringen vor Wonne. Das waren die Marbacher Sonntage.

Später als wir Jungfräulein waren,wurde es noch viel schöner. Man durfte mit ins Urgrossvaterhaus, das in Altstätten so hell und stattlich, etwa 1800 erbaut, vor dem ehemaligen Tore lag, der alten Kirche gegenüber, wo auf dem Kirchhof noch die Gräber vom Urgrossvater und seiner Mutter lagen, jedenfalls auch das von Maria Dalp, der Urgrossmutter, der Churerin, die allzu jung von zehn Kindern weg gestorben ist und deren Andenken mir immer wie das einer Heiligen vorkam.

Wir waren Jung und Schwärmerisch, - und weiter verwandte Bäsli, Grossnichten, wurden vom Grossvater zum Marbacheraufenthalt eingeladen: die liebe verständige Anna Naeff, Mily Haltiner, Klara Baerlocher aus dem Löwenhof in Rheineck, - und vor allem Estherli, meiner jüngeren Schwester Irma Altersgenossin und Freundin, die Grosspapa lustigerweise das Pfolwibli nannte, und ihre Schwester Hedwigli Weydmann - Nene-, meine unvergessliche Jugendfreundin, reich, begabt, sehr musikalisch und von eigenartigem Reiz und Zauber. Auch sie ist jung gestorben, tief betrauert. Wir waren jung, und es kamen zum Marbacher Sonntag junge Vettern und dort "ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen" zu meinem geliebten Jakob. Ihr könnt euch denken wie glücklich er allemal war an so einem Singsonntag und auch Rudi David, dem Hedwigli an so einem Sonntag zum ersten mal zu merken gab, dass sie ihn auch lieb habe.

Kathrine hatte an solchen Tagen gewiss schrecklich viel zu tun. Ihre gute Hülfe war Frau Welter, eine benachbarte Bauernfrau, deren Mann das Jahr über Haus und Reben des "Herrn Oberist" verwaltete. Sie war sehr freundlich mit uns und erhielt auch jedesmal

einen offiziellen Besuch von unseren Müttern. Sonst haben wir eigentlich merkwürdig wenig mit den Marbachern verkehrt. Ich weiss, dass ich einmal vergnügt Türggenhülschen half und zu schaute, - Graus! -, wie man ein Schaf metzgete. Aber ich war ein viel zu schüchternes Kind, um mich an die Menschen heran zu machen. Da war mein jüngerer Vetter Adolf, Dudu genannt, viel unternehmender und freundlicher.

Aber die Dorfgassen mit den hablicher Häusern, den heimeligen Bauernhäusern, wo im Herbst die Türggen in den Giebelfenstern hingen, die Dahlien noch in den Gärtchen blühten, die grossen Kürbishaufen zum Trocknen vor den Scheunen lagen, die durchstreifte ich gern. Oder den Grossvater begleiten zu dürfen und Trauben schneiden zu helfen war auch herrlich, und wenn der Wimmet in unsere Ferien fiel war es besonders fein.

Oft wurde der Gang nach Altstätten angetreten, sei es um Onkel Eduard zu besuchen, sei es um Einkäufe zu machen, z.B. Tapeten und Kleister, mit dem Grossvater unter Beihülfe der Enkelinnen die Kabinettli tapezierte, - oder Möbelstoff, mit denen er den behaglichen Grossvaterstuhl neu überzog. Er war fast immer irgendwie tätig, führte die ganze Schar auch auf schöne Spaziergänge: dem Hang entlang über Grünenstein nach Balgach ins Rössli, übers Burgfeld nach Altstätten, weit übers Ried nach Kriesern, oder noch weiter: von der Au im Leiterwagen nach Dornbirn und in die Rappenlochschlucht, - nach Kobelwies und Eichberg, - sogar einmal bis Feldkirch, eine ganze Reise.

Einmal, ich war schon erwachsen, und zufällig mit Tante Nelly der einzige Gast, da machte uns Grosspapa den Vorschlag, am nächsten Morgen durch den Arlberg zu Fahren und in Innsbruck die Base Marie Lantschner zu besuchen. Grossvater als Ingenieur wollte gern die neu erbaute Arlbergbahn sehen. Gesagt - getan! Der Aus-

flug gelang prächtig und bei den originellen Tirolerverwandten wurden wir sehr herzlich aufgenommen und untergebracht.

Wenn die Schule wieder anfing packte man zusammen und fuhr heim. Dort hatte unterdessen August die Vorfenster eingesetzt, das Winterleben begann bald mit dem ersten Abonements Konzert.

Und hinter einem lag die Marbacherzeit mit ihrem eigenartigen Zauber.

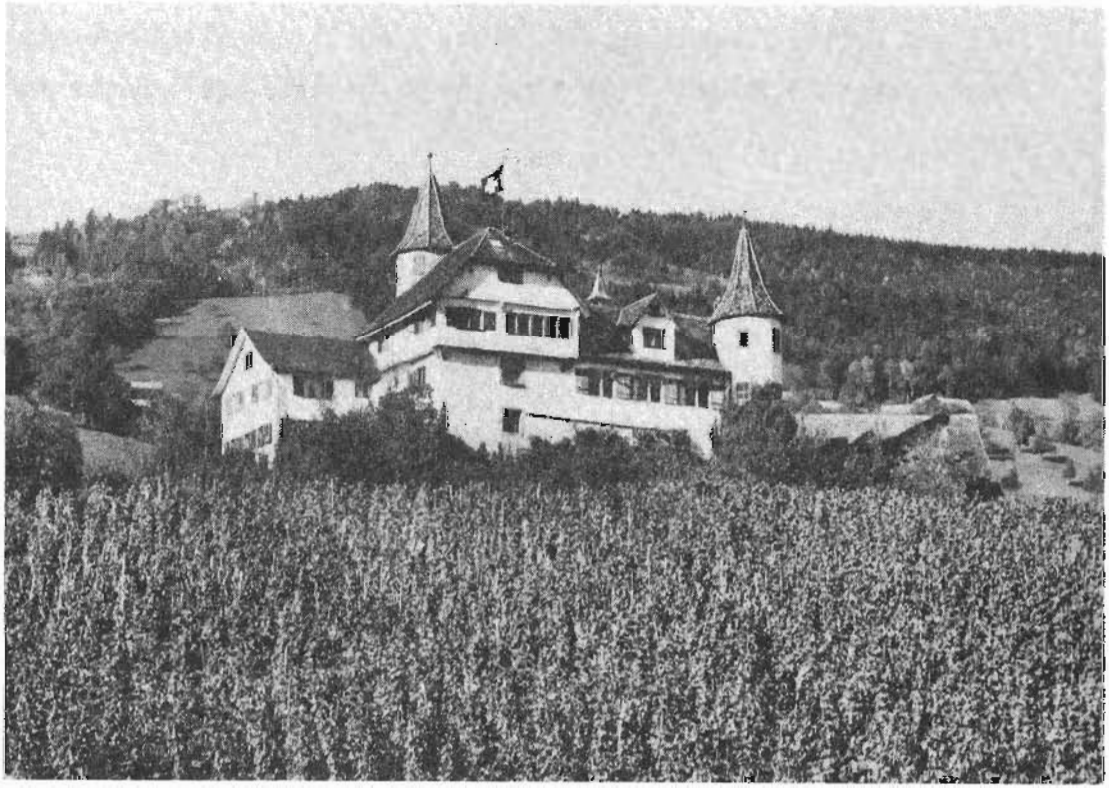


Abbildung 52 Schloss Weinstein bei Marbach

Die Ahnenbilder aus dem Marbacherhaus von Adolf Naeff-Custer kamen später zu verschiedenen Verwandten:

a) Die Bilder von Hans Jakob Custer 1711-1772 und seiner Gattin Maria Magdalene Schachtler 1730-1788, wie der Vater von Johann Matthias Naeff 1774-1790 und die Haushilfe Vreneli nach Tod der Maria Naeff-Dalp sind derzeit (1983) in Besitz von Fritz Streuli-Matter in Schönenwerd.

b) Die Bilder von Johannes Custer, Altstätten 1688-1754, Vater des obgenannten Hans Jakob Custer, sowie Moritz Schachtler 1653-1715 und Judith Schachtler cop. Ritz, 1668-?? und alte Dame mit Blume, Aetas 73 im Jahr 1740 sind bei Margarethe Gsell-Busse in Riehen.

c) Die Bilder von Hans Jakob Custer 1724-1788 und seiner Gattin Sara Heer 1722-1794, die Grosseltern von Friederike Custer aus dem Löwenhof Rheineck 1794-1855, Mutter von Marie Auguste Naeff-Custer 1817-1850 bei Hanny Kläui-Schelling, Riehen und

d) Die Bilder von Anton Schachtler 1703-1760 und seiner Gattin Magdalene Heer, 1715-1751, Grosseltern von Johann Matthias Naeff 1772-1853 sind bei Otto Gsell-Dietschi in ihrem Haus in Basel.

IV D. ERINNERUNGEN AN DIE FAMILIE NAEFF VON ALTSTÄTTEN,

ERSCHIENEN IM "DER RHEINTALER" VON 20. UND 27. SEPTEMBER 1899

Wie wir jüngst mitgeteilt, feierte in St. Gallen der ehrwürdige Veterane und Mitbürger, Herr Oberst Adolf Naeff von Altstätten, seinen 90. Geburtstag, 26. August 1809. Es ist dies eine Ehre, die bekanntlich nicht jedem Sterblichen zuteil wird, und Herr Naeff kann sich also zu jenen zählen, denen es vergönnt ist, fast ein volles Jahrhundert auf dem Rücken zu haben. Bei Anlass dieser Jubelfeier dürfte es wohl am Platze sein, über diese berühmte Altstättner Familie, aus der in Wirklichkeit mehrere Männer hervorgegangen, auf die unsere Heimatgemeinde mit Recht stolz sein darf, einige Andeutungen zu machen.

Das Stammhaus der Naeff'schen Familie stand an jener Stelle, wo heute die Sparkasse ihr Dépôt hat. Die Begründer dieser ehemals im Rheintal hochangesehenen, jetzt aber fast ganz vergessenen Familie, waren Herr Regierungsrat Johann Matthias Naeff von Altstätten (1773-1853) und Anna Dalp von Chur. Diese beiden verlebten eine äusserst glückliche Ehe, die mit einer stattlichen Kinderschar gesegnet war, denn ihnen blühten 4 Töchter und 6 geistreiche Söhne. Matthias Naeff, der nur kurze Zeit (1826-27) den Regierungssessel inne hatte, erreichte ein hohes Alter von 80 Jahren und erzeugte ebenfalls ein zähes Geschlecht, da ja drei seiner Söhne fast oder über 80 Jahre alt wurden. Die zwei ältesten

Kinder der Familie Carl (1797-1862) und Anton Naeff (1800-1867) widmeten sich dem Kaufmannsstande. Letzterer wandte sich ins Ausland (nach Oesterreich), um seinem Berufe obzuliegen und starb als angesehener Handelsmann in Cilli, Steiermark.

Von den hoffnungsvollen Töchtern Anna (geb. 1803), spätere Frau Oberst Lutz, Carolina (geb. 1807), spätere Frau Architekt Kubly, Wilhelmina (geb. 1808), nachmals Frau Custer, und Luise (geb. 1811), spätere Frau Dr. Hilty, weilt keine mehr unter den Lebenden. Sie sind bereits den Weg alles Fleisches gewandelt und leben nur mehr in der Erinnerung dankbarer Freunde und Verwandten. Hingegen sind die Erlebnisse der vier jüngeren Söhne mit der Geschichte des Kantons St. Gallen und der gesamten Schweiz aufs engste verknüpft. Wir finden es daher bei diesem Anlass (90. Geburtstag von Adolf Naeff) für angemessen, den Lesern in aller Kürze einige biographische Notizen der 4 Brüder: Wilhelm, Eduard, August und Adolf vor Augen zu führen, damit die Erinnerung an diese uneigennützigen, geistreichen und verdienten Männer wieder aufgefrischt und vor der Vergessenheit gerettet werde.

Der berühmteste Sprössling der hochangesehenen, aristokratischen Familie war der dritte Sohn, der spätere Bundesrat, ein Mann von grossen und vielfachen Verdiensten um sein engeres und weiteres Vaterland. Wilhelm Naeff wurde geboren im Jahre 1802, machte seine Rechtsstudien auf der Universität Heidelberg, wo sein Name noch in den 20er Jahren auf dem berühmten Tische zum "grauen Pelz" eingraviert zu sehen war, neben dem seines Mitschülers Dr. Weder von Oberriet. Kaum zurückgekehrt in seine Heimat, wurde der junge Rechtsgelehrte 1828 in den st. gallischen Grossen Rat, im Juni 1830 in das Appellations-Gericht und gegen Ende des gleichen Jahres (1830) neben Baumgartner, Fels, Gmür, Stadler und Reutti in den kleinen Rat gewählt. Es war eine gährende, stürmisch bewegte Zeit, in welcher Naeff seine eigentlich politische Laufbahn begann.



Abbildung 53 Adolf Naeff, Sommer 1898 an seinem 89. Geburtstag mit seinen Urenkeln.
von links: Ebeth Schelling-Gsell - Jack Gsell - Adolf Streuli - Friedi Im Hof-Gsell - Ruedi Gsell.

Nach Annahme der 1831er Verfassung wurde Regierungsrat W. Naeff von der ersten Bezirksgemeinde neben seinem Vater, alt-Regierungsrat Mathias Naeff, wiederum in den Grossen Rat gewählt, während der anwesende Baumgartner auf das demagogische Treiben von "Naglersepp" nicht nur übergangen, sondern sogar verhöhnt wurde. Um 1832 sehen wir die Landammannstelle meist zwischen Baumgartner, Dr. Stadler und W. Naeff wechseln.

Im Laufe der kommenden Jahre musste dem angehenden Staatsmann auch die eidgenössische Politik in den Vordergrund treten, um deren würdige und freisinnige Entwicklung sich Naeff angelegentlichst bekümmerte. Als in der Mitte der 30er Jahre in der Schweiz eine kräftige, nationale Richtung gegen die schmachvolle Behandlung von Seite des Auslands sich geltend machte, da half Naeff getreulich den schweizerischen Patrioten. Er nahm regen Anteil an dem energischen Vorgehen des Schweiz. Nationalvereins, präsidierte sogar die grosse, von 10'000 Mann besuchte Protestversammlung in Flawil am 7. August 1836, wo man jene denkwürdige Adresse an die Tagsatzung beschloss, in welcher man feierlich gegen die Eingriffe der fremden Diplomaten protestierte, und eine Rekonstituierung der Schweiz durch einen, nach der Volkszahl gewählten Verfassungsrat postulierte, und den st. gallischen Vertreter auf der Tagsatzung, Baumgartner, stürmisch feierte.

In den folgenden Jahren trat der gefeierte Rheintaler mit ganzer Energie für die damals an die Hand genommene "Korrektion des Rheinstroms" ein. Er war es, der am 15. Sept. 1840 neben Baumgartner den mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrag, bezüglich Vornahme von Kanalbauten, unterzeichnete.

Bei dem, im Jahre 1838 in St. Gallen stattfindenden eidgenössischen Schützenfest fungierte Herr Naeff als Präsident des Zentral-Komitees und begrüsste mit warmen Worten die von Lausanne herkommende eidgenössische Fahne. An den konfessionellen Kämpfen der 40er Jahre

nahm Naeff eine vermittelnde Stelle ein. Er fand keinen Geschmack an denselben, wie er überhaupt zeitlebens toleranten Grundsätzen huldigte, weshalb er denn auch im konservativen Bezirk Oberrheintal stets das Volksvertrauen auf seiner Seite hatte. Er stand im Ansehen des Volkes so fest, dass selbst die stürmisch bewegte Bezirks-Gemeinde am 2. Mai 1847, trotz der ultramontanen Mehrheit, den freisinnigen Repräsentanten des Oberrheintals nicht zu sprengen wagte.

Bis zum Jahre 1848 bekleidete Naeff nicht weniger als 8 Mal die Würde eines st. gallischen Landammanns und 2 Mal (1844 und 1847) diejenige eines Tagsatzungs-Gesandten. Er sah jene stürmischen Scenen im st. gallischen Grossrats-Saal am 12. und 13. Oct. 1847, wo die Instruction für die Tagsatzungs-Abgeordneten (bewaffnete Auflösung des Sonderbundes) in ununterbrochener 19 stündiger Sitzung mit 76 gegen 71 Stimmen beschlossen wurde. Er wohnte in Bern jenen kampferfüllten Sitzungen der Standes-Abgeordneten bei und verrichtete als Friedenskommisär jene zwecklose Mission ins feindliche Hauptquartier nach Luzern.

Die neu regenerierte Schweiz zog alsbald den gewissenhaften Beamten in ihre Dienste. Am 16. Nov. 1848 wählte die Bundes-Versammlung den vom Kanton St. Gallen bereits in den Ständerat gewählten Naeff zum 7. Mitglied des Bundesrates, dem er bis 1875 angehörte und meist das Postdepartement versah. Im Jahre 1853 stieg er zur höchsten Ehrenstelle, die unser republikanisches Staatswesen zu vergeben hat, nämlich zu derjenigen des Bundes-Präsidenten empor. Hier darf noch erwähnt werden, dass Naeff der einzige Vertreter des Kantons St. Gallen im Bundesrate gewesen ist, seit Bestehen des neuen Bundes.

Was unser Mitbürger in den Jahren 1848 bis 1875, während welcher Zeit er dem Bundesrate angehörte, der schweiz. Landes-Verwaltung geleistet, welche Verdienste er sich namentlich um die Neuschöp-

fung des eidgenössischen, anerkannt mustergültig eingerichteten Telegraphenwesens erworben hat, ist allgemein bekannt. Dem Gedächtnis der heutigen Generation entlegener ist die fruchtbare Tätigkeit, die der Dahingeschiedene früher, als Vorstand des st. gallischen Bau-Departements, entwickelt hat.Die Energie und das Geschick, mit welcher er den Bau der Strasse ins Pfäfferser Bad betrieb, der voraussehende Blick, den er frühzeitig schon, betreffend Anlage von Eisenbahn-Linien an den Tag legte, ist heute noch aller Achtung wert. 45 Jahre hat W. Naeff der obersten kantonalen und eidgenössischen Magistratur angehört, zum Nutzen und Frommen des Kantons und des gesamten Schweizerlandes. Sein administratives und organisatorisches Talent ist von Jedermann rühmend anerkannt worden.

Die imposante Gestalt des hervorragenden republikanischen Staatsmannes, der mit kräfitgem, entschiedenem Auftreten in hohem Grade auch diplomatische Gewandtheit und Formsicherheit zu verbinden verstand und darum wiederholt mit wichtigen Missionen an auswärtige Höfe betraut wurde, gehört der eidgenössischen Geschichte an.

Der anno 1875 ins Privatleben zurückgetretene Beamte starb nach langer, schmerzhafter Krankheit im hohen Alter von 78 Jahren in Muri bei Bern. An ihm hat die Schweiz, so lautet das allgemeine Urteil, einen ihrer berühmtesten Bürger und gewissenhaftesten Beamten verloren, und Altstätten darf stolz darauf sein, einen solchen Mitbürger unter den Seinigen zu zählen.

Das 5. von den 10 Kindern trug den Namen Eduard. Derselbe wurde am 29. Juni 1804 geboren und verlebte im elterlichen Hause seine selige Jugendzeit. Er genoss, wie alle andern, eine sorgfältige Erziehung. Zuerst besuchte er die Schulen seiner Heimatgemeinde und wandte sich dann nach Zürich, wo er das Gymnasium absolvierte und nachher, bei einem Apotheker der dortigen Stadt, einen Vorbereitungskurs für den ärztlichen Beruf machte. Später lag er in

Lausanne sprachlichen Studien ob und begann als 20-jähriger Jüngling an der berühmten Universität Heidelberg seine medizinischen Fachstudien, die er in Göttingen fortsetzte und in der Weltstadt Paris vollendete. Im Jahre 1828 wanderte er in seine Heimat zurück und bestand zu St. Gallen vor der kantonalen Sanitäts-Behörde im Februar 1828 mit grösstem Lob die staatliche Prüfung. Er liess sich alsobald in Altstätten nieder, wo er rasch eine ergiebige Praxis bekam.

Seine ausgezeichnete Bildung, seine menschenfreundliche Gesinnung und seine moralischen Vorzüge sicherten ihm bald das Vertrauen seiner Mitbürger. Sofort wählten ihn die Bürger der Kirchen-, Armen- und Schulgemeinden in ihre Verwaltungen. Von 1836-1860, also volle 24 Jahre, fungierte er auch als Bezirks-Arzt, ebenfalls war er Verwalter eines weithin bekannten Impfdépôts. In den stürmisch bewegten Zeiten der 40er Jahre hat er nie eine politische Rolle gespielt, sondern er blieb stets derselbe: mild, vorsichtig, tolerant und jede ehrliche Ueberzeugung achtend. Das waren Eigenschaften, die in so aufgeregten Zeiten selten in einem Charakter zu finden sind. Er lag rastlos seinem Berufe ob und erwarb sich durch seine Haltung auch bei denen Ehre und Achtung, die seine freisinnige Ueberzeugung nicht teilten. Die freundliche Begegnung, die er allen Hilfesuchenden ohne Rangunterschied zu teil werden liess, haben ihm die Sympathie des Volkes von Nah und Fern erworben. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist derselbe der "Armenarzt" der leidenden Menschheit im Rheintal gewesen. Bei Nacht wie bei Tag stand er mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue am Bette der Kranken, so lange es ihm die Kräfte erlaubten. Bescheiden und freundlich, sah er die ganze Welt gerne heiter und froh, und sein Haus war ein Tempel des Friedens und der Glückseligkeit. An seiner treuen Gemahlin, der Schwester des berühmten Advokaten Lutz v. Rheineck, besass er eine Mustergattin. Freunde, Bekannte und Verwandte weilten immer gerne im Dr. Naeff'schen Hause, denn ein

gastlicheres gab es weit und breit nicht. Wo sich Naeff in Gesellschaft zeigte, da war er ein gern gesehener Gast.

Zu Anfang des Jahres 1884 kamen die Tage der Prüfung, als der Greis bald seinen 80. Geburtstag feiern konnte. Ein leichter Schlaganfall, der eine teilweise Lähmung zur Folge hatte, fesselte den Kranken dauernd an die Stube. Mit seltener Geduld und Ergebung ertrug der Arzt seine Leiden volle 2 Jahre. Am 20. Januar 1886 schlug ihm endlich die Stunde der Erlösung. Er schied sanft von hinnen im Alter von 81 Jahren, 6 Monaten und 21 Tagen. Mit ihm stieg einer der ältesten, besten und verdientesten Männer von Altstätten zu Grabe.

Der genialste unter diesen Brüdern war ohne Zweifel der sog. "Amtskläger" August Naeff. Derselbe erblickte am 22. Februar 1806 das Licht der Welt. Er genoss eine überaus treffliche, gründliche Schulbildung, und sein klarer Geist eignete sich das Nützliche und Brauchbare leicht an. Der Gang seines Unterrichts führte ihn von Altstätten nach Aarau und Basel und auf die berühmten Hochschulen Göttingen und Heidelberg. Kaum von der Universität (wo er Juris studierte) heimgekehrt, wählte ihn sein Heimatkreis, der mit ihm den lebhaftesten Anteil an den politischen Bewegungen der 30er Jahre genommen hatte, in den Verfassungsrat. Das von M. Hungerbühler verfasste Verzeichnis der Verfassungsräte schildert uns denselben folgendermassen: "Jung, ehrbegierig, enthusiastisch für Freiheit und Vaterland entbrannt, nahm A. Naeff im November vorigen Jahres (1830) in der politischen Bewegung im Rheintal tätigen Anteil und war ein Mitglied der Gesandtschaft, welche an die Regierung abgeschickt wurde, um im Namen seiner Landsleute die Auflösung der Kommission und die Zusammenberufung eines vom Volk frei gewählten Verfassungsrates zu begehren. Dies und die sinnige Rede "Das Rheintal beim Erwachen der Eidgenossenschaft", worin er sein Streben und seine Gesinnung deutlicher aussprach, verschafften

ihm die Ehre, Mitglied der konstituierenden Versammlung zu werden. Hier war er von der ersten bis zur letzten Sitzung gegen ein geschraubtes, undemokratisches System seine schneidende Konsequenz und seine barsche, rücksichtslose Sprache, die freilich oft bis in republikanischen Cynismus ausartete, allen Herrscherlingen ein Greuel und manchen "nothvesten" st. gallischen Geldjunkern ein Dorn im Auge. Wir aber, wenn schon bei weitem nicht immer einig mit seinen Ansichten, wussten an diesem jungen Manne die Entschlossenheit des Willens zu würdigen und denken, er werde nach und nach die allzu scharfen Ecken seiner Theorien im praktischen Leben schon abschleifen und zugleich an männlichem Ernste und sittlicher Haltung gewinnen."

Im Verfassungsrat wirkte A. Naeff neben dem redegewandten Baumgartner mit Kraft und Entschiedenheit für die Ideen der Freisinnigen und für einen paritätischen Erziehungsrat, für staatliche Beaufsichtigung der kirchlichen Verordnungen, gemischte Ehe etc.

Nach Altstätten zurückgekehrt, wurde er sofort zum Bezirks-Gerichtsschreiber des Oberrheintals gewählt und im Jahre 1834 zum Sekretär des Departements des Aeussern an Stelle von Dr. Chaiser von Altstätten. In dieser Stellung verblieb er 2 Jahre und half redlich mit bei der Revision des Zollwesens, beim Bau der Strassen etc. Noch heute liegen verschiedene Arbeiten aus seiner Hand im hiesigen Kantonsarchiv. Im Jahre 1838 wurde der geschäftsgewandte Jurist zum "Amtskläger" (Amtsanwalt) gewählt, auf welchem Posten er bis zu seinem Tode verblieb. Seine Ruhe, seine Leidenschaftslosigkeit, seine Gesetzeskenntnis, verbunden mit Scharfsinn und gewissenhafter Arbeitslust eigneten ihn ganz vorzüglich zu dieser auserwählten Stellung. In den früheren Wirrwarr und in die frühere Unordnung des Bussenrechnungswesens brachte derselbe Ordnung und Klarheit. Nebenbei fand Naeff, ohne seine Amtsgeschäfte zu vernachlässigen, stets noch Zeit, als Dichter und Publizist auf das

Leben des Volkes, das er wie wenige verstand, und zu dem er wie wenige zu sprechen wusste, vielfach segensreich einzuwirken. Früher arbeitete er zuweilen für den "Erzähler". Dann aber stiftete er den "Rheintalerboten" und besorgte eine Zeit lang dessen Redaktion. Hier schon gab er treffliche Proben seiner Fähigkeiten, ein Volksblatt zu schreiben. Viele Nummern des "Säntis", eines Blattes, das er kurz vor seinem Lebensende gründete, bekunden, dass der zu früh Dahingeschiedene in der Publizistik eine meisterhafte Feder geführt. In der Poesie-Sammlung des Herrn Dr. Theodor Scherr finden sich einzelne liebliche Proben seiner dichterischen Leistungen.

Doch war es ihm nicht vergönnt, seine umfangreichen Talente für lange Zeit zu entfalten. An ihm bewahrheitet sich der Spruch: "Wen die Götter lieb haben, der stirbt in der Jugend." Derselbe starb, erst 36 Jahre alt (am 2. Juli 1842) an einer schmerzlichen Gehirnkrankheit, in den Armen seiner ihn mit Liebe und Sorgfalt verpflegenden Verwandten und Freunden. Er starb, allgemein bedauert ob seiner vorzüglichen Eigenschaften. Er war einer jener wenigen Sterblichen, welche trotz vielseitigem Weltverkehr sozusagen keine Feinde haben. An ihm verlor seine Familie einen unvergesslichen Sohn und Bruder, der Kanton einen ausgezeichneten, schwer ersetzbaren Beamten, die gute Sache einen ebenso mutigen, als ruhigen und bedächtigen Kämpfer, das Vaterland einen seiner echtesten, gewandtesten und treuesten Bürger, und das gesellschaftliche Leben einen seltenen, ewig in dem Andenken seiner Freunde lebenden, an Witz und Humor immer reichen, immer neuen, unerschöpflichen Lebensfreund.

Leonhard Gmür, der geistvolle Redaktor des conservativen Organs, des "Wahrheitsfreundes", widmet dem Verstorbenen einen pietätsvollen Nachruf und schliesst mit den Worten des grossen Dichters:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reisst ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht zu gehen,
Er muss vor seinem Richter stehen.

Der Frohsinn-Verein, dem A. Naeff als Aktuar und überhaupt mit lebendigster Teilnahme angehört hatte, veranstaltete am Beerdigungstag am Grabe des Dahingeschiedenen noch einen Fackelzug mit Gesang. Der "Frohsinn" wohnte dem Begräbnis in corpore bei, und jedes Mitglied hatte eine weisse Rose angeheftet, denn eine Rose war geknickt.

Der letzte Sprössling, der Benjamin dieses Hauses Naeff, ist der jetzt noch lebende Ingenieur Adolf Naeff, der soeben sein 90. Wiegenfest gefeiert hat in geistiger Frische und Rührigkeit. Derselbe wurde am 26. August 1809 geboren und genoss, wie alle seine Brüder, eine sehr sorgfältige Erziehung. Der Vater, der sich um die Ausbildung seines Geschlechts sehr angelegen sein liess, sandte seinen jüngsten Sohn ans Gymnasium nach Aarau, damals eine der vorzüglichsten Lehranstalten der Schweiz. Von dort zog Adolf zur weitern Ausbildung an die technische Hochschule von München und Wien, um sich zum Ingenieur auszubilden. Er kehrte am Ende der 30er Jahre in seine Heimat zurück. Hier bot sich seinem aufstrebenden Talente alsogleich ein weites Wirkungsfeld; denn das regenerierte Staatswesen zeigte sich damals recht eifrig in der Anlage von neuen Strassen und Brücken, um den Verkehr nach Möglichkeit zu fördern und zu erleichtern. Der Kanton hatte zu Anfang des 4. Dezenniums in Alois Negrelli einen st. gallischen Strassen- und Wasserbau-Inspektor gefunden, der durch geniale Pläne und gründliche Technik sich um unser Bauwesen sehr erhebliche Verdienste erworben hat. Leider blieb derselbe nur 3 Jahre (1832-1835) in St. Gallen, da er 1835 schon nach Zürich berufen wurde. Ihm folgte Herr Wilhelm Hartenau von Dillingen in dieser Stellung

nach, mit dem unser Naeff alsbald in nähere Verbindung kam. Der junge Ingenieur Adolf nahm sofort regen Anteil an den Strassenbauten, so am Bau der Rorschacherstrasse (1839-41), deren Strecke von Neudorf bis Rieden den Ingenieuren Naeff und Lorez um 44'000 Gulden in Akkord gegeben wurde, der aber wegen der grossen Ausfüllung in der Remishub für die Akkordanten nicht zum Vorteil war. Desgleichen leitete Naeff den Bau der Ruppenstrasse, an welche die Gemeinde Altstätten im Jahre 1836 eine Subvention von 52'000 Gulden gewährte; ferner die Strasse St. Gallen-Vögelinsegg, die am 12. März 1841 in Akkord gegeben und am 12. Nov. gleichen Jahres schon collaudiert und befahren werden konnte. Die Strasse selbst zählte damals zu den schönsten der Schweiz und trug zur Belebung des Speisevorstadt-Quartiers wesentlich bei. Erst dadurch wurde eine direkte Verbindung von Altstätten mit der Hauptstadt ermöglicht über Speicher und Trogen. Die Baukosten für die ganze Strecke von Altstätten bis St. Gallen betrug beiläufig 120'000 Gulden.

Grosse Freude erweckte der erste Postwagen, der am 1. Mai 1842 die herrliche Höhe hinauffuhr. "Man glaubte sich", sagt Ehrenzeller in seinen Jahrbüchern, "in eine neue Welt versetzt, als vor den Fenstern des freundlich einsam gelegenen Wirtshauses "zur Schweizerin", solch eine Maschine vorüberging." In Speicher und Trogen, welche beiden bedeutsamen Orte St. Gallen nun um so viel näher gerückt sind, wurde der erste Postwagen mit besonderen Festlichkeiten begrüsst. An der Grenze bei Vögelinsegg, beim Postbureau in Speicher, am Eingang ins Dorf Trogen und beim Postbureau daselbst empfingen Ehrenbogen mit Inschriften den willkommenen Passagier. Auf dem Ehrenbogen wehten als Symbole eidgenössischer Eintracht und nachbarlicher Freundschaft: die Fahnen Oesterreichs (Verbindung mit Feldkirch), der Eidgenossenschaft, St. Gallens und Appenzells."

In denselben Jahren (1838-40) beschäftigte sich Naeff auch mit dem Bau der wohlangelegten Strasse von Ragaz nach dem Pfäfferser Bad, mit der Ausarbeitung des Strassennetzes in Appenzell A.Rh. und mit Bauten im neuenburgischen Traverstal.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten gingen in der Folgezeit die Wasserbauten der Rheinkorrektion, die zum ersten Mal schon im Jahre 1821 aufgegriffen wurden und die wie ein roter Faden sich durch das ganze Jahrhundert hinziehen, und jetzt noch nicht zum Abschluss gekommen sind. Die diesbezüglichen Verhandlungen aus den 30, 40, 50 und 60er Jahren würden ganze Folianten ausmachen, wollte man selbige verfolgen.

In den 50er Jahren kam dann auch die Zeit, in der unser Ingenieur einem weitern Arbeitsfelde, nämlich den Eisenbahn-Bauten, seine Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Im Verein mit ausländischen und inländischen Technikern arbeitete derselbe unermüdlich an der Einführung dieses weltumgestaltenden modernen Verkehrsmittels. Er betätigte sich an der Erstellung der ersten schweizerischen Eisenbahnlinie Baden-Zürich, der Centralbahn in den Kantonen Aargau und Solothurn, sowie auch in vorzüglicher Weise an den Vereinigten Schweizerbahnen. Unter seinen Hochbauten sind hervorzuheben: die Eisenbahnbrücke über die Limmat bei Turgi (Kt. Aargau).

Seine grössten Verdienste erwarb sich der gewandte Techniker durch den Bau der seit 1870 im Betrieb stehenden Vitznau-Rigi-Bahn, die er im Verein mit den Ingenieuren Riggenbach und Zschokke ausgesteckt und geleitet hat. Durch dieses viel bewunderte Meisterwerk erwarb sich der Erbauer einen grossen Ruf überall nah und fern.

So hat also der ehrwürdige Veteran eine glänzende Carrière hinter sich, reich an Verdiensten und Grosstaten um das engere und weitere Vaterland. Wenn auch der Jubilar nicht mehr in seinem Vater-Städtchen weilt, sondern seinen Aufenthalt schon seit längerer

Zeit in St. Gallen genommen hat, so darf ihn unsere Heimatgemeinde doch voll und ganz zu den Ihrigen zählen.

Der bekannte Techniker widmete sich in jüngeren Jahren auch mit Vorliebe dem Militär. Er schwang sich daselbst zum Artillerieoberst empor und machte als solcher den Sonderbunds-Feldzug (1847) mit. Ueberhaupt nahm er regen Anteil an den Geschicken unseres Vaterlandes bis auf den heutigen Tag.

Herr Oberst Naeff repräsentiert nun noch als einziger lebender Sprössling dieser Familie. Möge derselbe noch einen freundlichen Lebensabend geniessen, der nicht an Leiden getrübt ist, und möge die dankbare Erinnerung an diese verdiente Familie wiederum aufleben. Sie hat es verdient in vollem Masse.

Akt. Gerontol. 12 (1982) 77–82
© Georg Thieme Verlag Stuttgart · New York

IV E. Familiäre Langlebigkeit, dargestellt am Stammbaum über 200 Jahre einer Schweizer Familie

O. Gsell

The Longevity of a Swiss Family During 200 Years

The longevity of a Swiss family with 867 descendants during 200 years from 1778–1980 is given in detail. The lifetime of 65 years or more was reached by 178 members, whilst in the years from 0–64 years 125 died and 564 are just today on life. 49% of the family members reached 70 years or more, all these born before 1910, in which period the average lifetime at birth was between 49–52 years. The causes of death of the drop-out-cases (died before 65 years) are analyzed, happening mostly by infectious diseases, misfortune or exogenous risk factors. Essential is that no hereditary hypertension, metabolism or biochemical diseases, epilepsy was seen. Of the factors of longevity could be excluded climate of habitation occupation, bad social or educational position. The hereditary longevity is broken only for some individuals by exogenous damage and can be seen as a privilege of this large family.

Zusammenfassung

Die Langlebigkeit einer Schweizer Familie wird dargelegt anhand von 867 Personen, die von 1778–1980 gelebt haben bzw. noch leben. Eine Lebensdauer von 65 Jahren und mehr erreichten 178 Mitglieder, während von 0–64 Jahren 125 gestorben und 564 heute noch leben. Unter den 137 70- und Mehrjährigen finden sich 9, die über 90 Jahre alt geworden sind, aber keine 100jährigen. 49% der Familienglieder, geboren vor 1910, erreichten das 70ste oder höhere Lebensjahre, in welcher Zeitperiode die durchschnittliche Lebensdauer ab Geburt 49 bis 52 Jahre lag. Bei den Erwachsenen, die vorzeitig zwischen 20 bis 64 Jahren starben, den sogenannten Drop-out-Fällen, konnten wir in 44 von 54 Fällen mit Tod zwischen 1900–1980 die Todesursache erfahren, die meist als Risikofaktoren wie Infektionskrankheiten, Unfälle etc. bewertet werden kann. Vor 1900 traten noch häufige Todesfälle bei Frauen vor und nach der Geburt und bei Säuglingen und Kleinkindern ein. Wesentlich ist, daß Hypertonie, Stoffwechselleiden, schwere Adipositas, Epilepsie, starker Alkohol- und Nikotinabusus mit Gesundheitsschädigung fehlen. Bei 5 gleichgeschlechtlichen Zwillingspaaren fiel die ungleiche Lebensdauer auf. Die Faktoren der Langlebigkeit werden besprochen, wobei in dieser Sippschaft weder Wohnklima noch Beruf, wohl dagegen gute Schulung und soziale Stellung ausschlaggebend waren, wenn nicht exogene Risiken im Erwachsenenalter vorzeitig die Grenze der Seneszenz nicht erreichen ließen. Altwerden kann in dieser Familie als Privilegium angesehen werden, wobei die erbbedingte Langlebigkeit durch exogene Schädigungen beim einzelnen, nicht bei der Gesamtheit, beeinflußt wird.

Die nicht wenigen neuen Studien zur *Langlebigkeit (Longevity, Survivership)* gehen von verschiedensten Seiten diesem Problem nach. Allbekannt und jedes Jahr wieder groß statistisch ausgerechnet ist die durchschnittliche Lebensdauer einer Bevölkerung ab Geburt. Von den niedrigen Werten mit durchschnittlich 30–40jähriger Lebensdauer im letzten Jahrhundert, die in dieser Studie miteinbezogen sind, ist sie heute in zivilisierten Ländern angestiegen auf 70–76 Jahre. Sobald aber gewünscht wird, die *Lebensaussichten* für den einzelnen — das beschäftigt ja das lebende Individuum — zu erfahren oder vorzeitig zu errechnen, so kommt man mit Statistiken nicht voran.

Sehr verdienstvoll werden die Lebensbedingungen der Längstlebenden erforscht. Wie diese für die Hundertjährigen sind, verdanken wir den noch fortlaufenden Erhebungen von *Franke*, der für die BRD die Lebensläufe von jetzt 575 Personen, die den 100. Geburtstag gefeiert haben, analysiert.

Wenn die WHO den Begriff „langlebig" auf die Hundertjährigen bezieht und vom 65. Jahr an von Seneszenz spricht, so versteht man unter dem Begriff der *Langlebigkeit einer Sippschaft* etwas anderes, nämlich das für die Mehrzahl der Familienangehörigen erreichte Lebensalter, das weit über der durchschnittlichen Lebenserwartung ab Geburt liegt. Hier rechnen wir unter Langlebigkeit das Überschreiten der mittleren Lebensdauer ab Geburt um 20 oder mehr Jahre. Überschreitet diese Lebensdauer ab Geburt im Mittel 70 oder mehr Jahre, wie für die heute Geborenen in Mitteleuropa, so wird für die Langlebigkeit ein Überschreiten von 10 oder mehr Jahren bereits genügen.

Einen wertvollen Einblick geben schon die Nachforschungen über Eltern und Großeltern von 2319 Personen, die (laut Zeitungsnotizen) 90jährig geworden sind, für welche *Pearl* 1934 das erlebte Alter zu erfahren suchte, mit Vergleich zu Patienten einer Klinik. Da damals die statistische Basis zweifelhaft war, haben *Abbot, Murphy* et al. 1973 von 1 766 dieser 90jährigen die Nachkommenschaft, total 9 205 Personen analysiert. Es ergab sich in der Langlebigkeit eine familiäre Komponente als wesentlich, wozu zusätzlich der kulturelle Faktor der Lebensweise kam.

Nicht wenige Studien, welche *Lehr* 1975 zusammenstellte und auf die nachher eingegangen wird, suchen die Faktoren zu bestimmen, die das hohe Alter möglich machen, wie hereditäre, soziale, ökonomische und psychologische Grundlagen und welche dabei vorkommenden lebensverkürzenden Risikofaktoren in Betracht kommen. Gerade der Erbfaktor kann nicht durch statistische Erhebungen erfaßt werden, wobei gerade dieser aus allen Erhebungen sich als einer der wichtigsten aufdrängt. Für das Einzelleben sind die Faktoren zu bestimmen, welche eine Abkürzung der Lebensdauer bedingen. Hier einen Beitrag zu leisten, soll der Stammbaum einer schweizerischen Familie, belegt über 200 Jahre von 1773–1980 mit 8 Generationen, vorgelegt und analy-

* Nach einem Festvortrag bei der Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Gerontologie, St. Gallen, Nov. 1981



Abb. 1 Urahnen, Kinder und Gattinnen

siert werden. Daß die mittlere Lebensdauer ab Geburt für die hier zu beurteilenden Familienmitglieder, rund ein Drittel geboren im 19. Jahrhundert, anders als heute zu bewerten ist und daß auch das Auftreten eines frühzeitigen Todes damals noch viel größer war, sei besonders betont.

Material

Die Ostschweizer Familie Naeff, beheimatet in Altstätten im St. gallischen Rheintal (500 m. ü.M.), läßt sich durch genau kontrollierte Aufzeichnungen der Geburts- und Sterbedaten, die das Familienmitglied Dr. U. Steinlin, Professor für Astronomie der Universität Basel (1979 letztmals datiert), zusammengestellt hat und die wir bis Anfang 1981 ergänzt haben, über 200 Jahre verfolgen. Auf dieser Basis konnten wir die Lebensdauer erfassen und Erhebungen über die Todesursachen bei den Mitgliedern, die keine Langlebigkeit erreichten, entweder im Kindesalter oder zwischen 20–65 Jahren starben, hinzufügen.

Der *Urahne, Johann Mathias Naeff,* der 80 Jahre alt geworden ist und von 1773–1853 lebte, war ein gebildeter Kaufmann, der auch als Kantons- und Regierungsrat im neuen, durch Napoleon geschaffenen Kanton St. Gallen wirkte. Von seinen Ahnen ist bekannt, daß die Mutter, Anna Schachtler, 80jährig, deren Großvater, Heer von Rheineck, 76jährig, dessen Mutter, Regine Indermaur (geb. 1653), 82jährig wurde. Väterlicherseits wurde die Urgroßmutter 81 Jahre alt, der Urgroßvater, Hans Jakob Naeff (1630–1710), auch 80 Jahre alt.

Die *Gattin* des Urahnen dieser Familie, *Maria Dalp* (1778–1811) aus Chur, die zwar mit 33 Jahren nach der 12. Geburt starb, stammt aus einer *für die damalige Zeit langlebigen Familie:* Vater 73 Jahre, Mutter 79 Jahre beim Tod, väterlicherseits Großvater Dalp 86 Jahre, Großmutter 77 Jahre, mütterlicherseits Großvater Fischer-von Planta 62 Jahre alt, Vater der Großmutter, Junker Maximilian von Planta, 74 Jahre, dessen Eltern, Hartmann von Planta 80 Jahre und Margareth von Tschudi aus Glarus 75 Jahre. Beide Stammeltern kommen demnach aus langlebigen Familien.

Von diesem *Elternpaar Naeff-Dalp* als *1. Generation* stammen 10 überlebende Kinder ab (2 nach Geburt gestorben). Von diesen waren 8 verheiratet mit Nachkommen, die hier als Stamm A–H ausgewertet sind. Die 4 Töchter wurden zwischen 75–84 Jahre alt, von den 4 Söhnen je einer 90jährig, 82jährig, 67jährig und 65jährig (s. Abb. 1).

2 von den 10 Personen dieser *2. Generation* blieben ledig, beide Dr. jur., der eine, Wilhelm, 79 Jahre alt geworden, war einer der ersten 7 Schweizer Bundesräte, die 1848 beim staatlichen Neuaufbau der Schweiz gewählt wurden, der andere, ein temperamentvoller begabter Politiker, der innert weniger Tage unter dem Bild einer akuten Infektionskrankheit, einer Enzephalitis, im Alter von 30 Jahren 1842 starb.

Von den 4 verheirateten Söhnen war der eine ein hochgeschätzter Arzt in seiner Heimatstadt, E, der zweite Kaufmann, A, der dritte Müllereibesitzer im damals österreichischen Marburg (Nachkommen B in Österreich und Ungarn). Der vierte, Adolf, gestorben mit 90 Jahren, G, war ein führender Ingenieur, der früh die Bedeutung der Eisenbahn erkannte und beim Bau der ersten Bahn in der Schweiz von Zürich nach Baden mitwirkte und als Erbauer der ersten Zahnradbahn auf die Rigi bekannt wurde. Dessen Gattin starb 33jährig an Pocken (der Vater ihrer Urgroßmutter, Hansjakob Kuhn (1682–1778) wurde 96 Jahre alt, dessen Vater 80jährig).

Die Ehegatten der anderen Geschwister wurden zwischen 65–81 Jahre alt, nur ein angeheirateter Gatte starb mit 28 Jahren (Nachkommen H in der BRD).

Die als frohmütig und festfreudig geltenden Geschwister und deren Nachkommen hielten nach dem Tod des geliebten Vaters ein Familienfest ab in ihrer Heimatstadt von 1854 an, das meist alle 4 Jahre stattfand, letztmals 1979 mit 312 Teilnehmern (Kinder erst ab Schulalter zugelassen, stets auch beide Eheteile).

Ergebnis

Mit dem Ahnenpaar Naeff-Dalp, das 1796 heiratete, sind es von 1797–1980 867 Personen, die in den 200 Jahren lebten oder heute noch leben (inkl. die zwei Urahnen und ihre 10 Kinder der 2. Generation), wobei jetzt bereits in der 8. Generation einige Kinder da sind. 5 Personen ohne nähere Angaben in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten nicht verwendet werden.

Tab. 1 zeigt die Lebensdauer in den 8 Stämmen A–H ab 3. Generation (ab 1823) mit zahlenmäßig sehr verschiedener Größe an und zusätzlich mit X die in der 1. und 2. Generation Geborenen zwischen 1773–1811. Vor 1900 waren es 189 Personen, total bis 1980 867.

Die Erhebungen sind in Tab. 2 nach der Lebensdauer in 5 Abschnitte eingeteilt, wobei die Lebensphase ab 65 Jahre als Seneszenz unter I dem Reifealter von 20–64 Jahren II und IV und dem Kindesalter zwischen 0–19 Jahren III und V gegenübergestellt sind (siehe entsprechende Einteilung bei *Franke, Ries*).

Das weibliche Geschlecht überwog erst ab 80 Jahren, betraf aber die überwiegende Mehrzahl ab 90 Jahren. Daß hier nicht die übliche längere Lebensdauer der alten Frauen sich fand, hängt mit der Stammbaumauswertung über 200 Jahre zusammen, da vor 1900 für die Frauen eine größere Belastung durch zahlreiche Schwangerschaften und vermehrtes Risiko bei der Geburt bestand.

Tab. 1 Familie Naeff-Dalp in 8 Generationen

Stamm	Name	Perso-nen	65 + J. †	65 + J. L	20–64 J. †	20–64 J. L	0–19 J. †	0–19 J. L
A	Naeff-Rordorf	95	14	8	13	37	8	15
B	Naeff-Francisco	127	8	17	13	40	7	42
C	Lutz-Naeff	313	36	19	17	126	12	103
D	Kubly-Naeff	22	5	2	6	6	3	–
E	Naeff-Lutz	28	4	2	5	8	6	3
F	Custer-Naeff	91	11	9	12	32	5	22
G	Naeff-Custer	139	12	13	5	53	7	49
H	Hilty-Naeff	38	4	4	1	12	1	16
X	Naeff-Dalp und Kinder I. u. II. Gener.	14	10	–	2	–	2	–
Total		857	104	74	74	314	51	250
			178		388		301	

† = gestorben 229
L = heute lebend 638

Tab. 2 Lebensdauer

I.	Älter geworden als 65 Jahre (gestorben 104 oder noch lebend 74)		178
II.	Gestorben zwischen 20–64 Jahren	74	125
III.	Gestorben zwischen 0–19 Jahren	51	
IV.	Am Leben 1980 zwischen 20–64 J.	314	564
V.	Am Leben 1980 zwischen 0–19 J.	250	
Total Familienmitglieder in 200 Jahren			867

Ad I:
Von den 178 über *65 Jahre alt* gewordenen erwachsenen Personen (87 Männer, 91 Frauen) erreichten ein Alter von 65–98 Jahren (Tab. 3):

Tab. 3 Hohe Altersklassen

	Total	m.	w.	†	L
65–69 Jahre	39	19	20	20	19
70–79 Jahre	86	49	37	43	43
80–89 Jahre	44	18	26	32	12
90 u. mehr Jahre	9	1	8	9	–
Total	178	87	91	104	74

Die *90- und Mehrjährigen*, alle 9 geboren vor 1890, fanden sich in den verschiedenen Generationen von der 2. bis zur 5. und auch in 5 der 8 Stämme. Von den 6 vor 1979 Gestorbenen trat der Tod zwischen 90 und 95 Jahren ein. Die drei 1979 noch mit über 90 Jahren Lebenden sind alle bis 1981 gestorben (Alter 93, 97, 98 Jahre). Kein Familienmitglied erreichte 100 Jahre. Die über 90jährigen zeigten in den Jahren vor dem Tod wohl Zeichen von kardiozerebraler Sklerose mit vermehrtem Schlafbedürfnis, wurden aber nicht dement, blieben geistig ansprechbar bis zu den letzten Wochen, starben entweder plötzlich an Herzstillstand oder an interkurrenten Krankheiten, gleich wie früher die 2 in der Schweiz von *Vischer* und *Roulet* publizierten sowie die 10 von *Obrecht* besuchten Hundertjährigen.

Die *70- und Mehrjährigen* des Stammes betrafen 139 Personen. Diese sind aber nicht direkt in Beziehung zu setzen zur Totalzahl von 867, da die 583 heute noch Lebenden unter 70 Jahren, die also alle die Chance haben, 70 Jahre alt oder älter zu werden, abzuzählen sind. Es bleiben neben 139 Altgewordenen dann 145 zuvor verstorbene Personen (94 zwischen 20–69 Jahre und 51 Gestorbene zwischen 0 und 19 Jahren). *49%* der Familie erreichten demnach 70 Jahre, alle *vor 1910 geboren* (geb. ab 3. Generation von 1829–1909). Nach dem statistischen Jahrbuch der Schweiz war die *mittlere Lebenserwartung bei Geburt* 1900–1910 für die Männer *49,25* und für die Frauen *52,25 Jahre*: für 1881–1888, welche Geburtsjahre hier miteinbezogen sind, nur 43,3 resp. 45,7 Jahre, also viel niedriger als in der Familie Naeff. Man kann also von einer *Langlebigkeit* in dieser Sippschaft sprechen.

Bei Personen mit *65 Jahren oder mehr*, die in Tab. 2 aufgeführt sind, waren unter den 178 Mitgliedern 125 vorzeitige Todesfälle zwischen 0–64 Jahren zu notieren, also hier 56% Langlebige über 65 Jahre.

Ad II:
Von den *Erwachsenen zwischen 20 und 64 Jahren* starben 74. Man kann sie als *drop out-Fälle*, als „Ausgefallene", bezeichnen und den 178, die 65 und mehr Jahre alt wurden, gegenüberstellen, also den 70% Langlebigen bei den 252 Erwachsenen ab 20 Jahren. Die Analyse der drop out-Fälle (20 vor 1900 und 54 1900–1980) kann die Gründe für eine Langlebigkeit, wenn sie für eine Sippschaft als erbbedingt angenommen werden will, besser verständlich machen, so daß hier nach den *Todesursachen der Gestorbenen zwischen 20–64 Jahren* nachgeforscht wurde.

a) Für die 20 in den Jahren *1843–1899 vorzeitig* Verstorbenen ist begreiflicherweise die Todesursache öfters nicht mehr zu erfahren oder bleibt zu unscharf.

Immerhin ließ sich bei der Hälfte (10) der im 19. Jahrhundert Gestorbenen die Todesursache ermitteln. 4 Frauen starben bei der Geburt, was heute selten ist, 4 Männer bei oder nach einer Tätigkeit in den Tropen, so ein 20jähriger an Schwarzwasserfieber der Malaria 1843 in San Thomas in den Antillen. Je einer der Männer starb an akuter Enzephalitis 1842 und einer an Ertrinken im See.

b) Für die 54 ab *1900–1980* zwischen 20–64 Jahren *Verstorbenen konnten Angaben über das tödliche Leiden in* der Mehrzahl (81%) erhalten werden (Tab. 4).

Tab. 4 Todesursachen der zwischen 20–64 Jahren Verstorbenen 1900–1980

1. Infektionskrankheiten	10
2. Unfälle	7
3. Neurologische Leiden	6
4. Tumoren	6
5. Suizide	5
6. Gastrointestinale Leiden	6
7. Kardiorenale Leiden	3
8. Diabetes mellitus	1
Todesursachen bekannt	44

Unter den *Infektionskrankheiten* finden sich Todesfälle, welche seit den Schutzimpfungen und den Antibiotika heute wohl alle verhindert werden können, so Tuberkulose 5, Poliomyelitis 2, Grippepneumonie 1, Sepsis lenta 1, bakterielle Lebensmittelvergiftung 1.

Unter den tödlichen *neurologischen Erkrankungen* sind multiple Sklerose 2, vaskulare Hirnleiden 3,

Die *Unfälle* betrafen 2 abgestürzte Piloten, 2 Bergunfälle, je 1 Tod im Weltkrieg, 1 Ertrinken im Fluß, 1 Sturz im Keller.

Bei den *Tumoren* vor 65 Jahren sind es 4 Mammakarzinome, 1 Hirntumor, 1 Lymphosarkom.

Zu erwähnen sind nur ein Diabetes mit Tod an Pneumonie mit Adipositas mit 63 Jahren vor der Insulinperiode, sowie ein Herzinfarkt bei einem 56jährigen Nichtraucher, der körperlich sich sehr wenig betätigt hatte. Endlich unter den gastrointestinalen Leiden Tod an perforiertem Ulcus ventriculi und ein anderer an Appendicitis perforata, die heute operativ wohl zu beheben wäre.

Es *fehlen*, was wesentlich in der Erbanlage erscheint, *Hypertonie, Stoffwechselleiden*, schwere Adipositas, *degenerative Herzerkrankungen, Epilepsie*.

Risikofaktoren wie Alkoholschäden (Leberzirrhose), Nikotinschäden (Lungenkrebs), jugendliche Herzinfarkte, sind nicht vorhanden. In mäßigen Grenzen halten sich die Malignome, die tödlichen Unfälle, die Suizide (5mal zwischen 20–45 Jahren). Dauerinternierung in psychiatrischen Anstalten war nicht nötig.

Ad III:

In der *Jugend bis 19 Jahre gestorben* sind 51, der Großteil (39) vor 1900 und nur 12 zwischen 1900 und 1980. Im letzten Jahrhundert finden sich noch viele Frühtodesfälle in den ersten drei Lebensjahren, hier sogar 32 gegenüber 7 nach 1900.

Die Todesursachen nach 1900 sind meist bekannt, und zwar:

a) Todesursache von 5 der 7 Kleinkinder bis 3 Jahre: je einmal angeborener Herzfehler, angeborene Zystennieren, iatrogene Sepsis nach Infektion und 2 Frühgeburten.

b) Die Kindertodesfälle zwischen 4–19 Jahren sind alle 5 bekannt: zweimal Diphtherie (zu Beginn des Jahrhunderts), je einmal Pneumonie bei Mongoloidismus, maligner Hirntumor, Ertrinken im Fluß.

Ad IV:

Die *Lebenden zwischen 20–64 Jahren* bilden die größte Gruppe der 5 Kategorien. Es sind dies 314 Personen.

Ad V:

Lebende unter 20 Jahren (ab 1961 geboren) finden sich 250. Es zeigt dies, daß auch heute noch die Nachkommenschaft Naeff viele Kinder hat, zwar nicht mehr 12 wie der Urahne, aber noch öfters 2–5.

Zusammen mit dem Lebenden von 20–64 Jahren sind es demnach unter den 867 Personen heute 564 *lebende Personen* bis 65 Jahre, d.h. *65%*, die alle Aussicht auf Langlebigkeit haben. Es wird hier dann auf die Umweltfaktoren ankommen, ob die potentielle Lebensdauer erreicht wird.

Besonderheiten

Von den 5 *Zwillingspaaren*, alle *gleichgeschlechtig*, finden sich 4 in der Deszendenz der 2. Generation im Stamm G. Es traten 2 Zwillingspaare bei 2 Schwestern der 3. Generation und in der 4. Generation bei 2 Töchtern auf, hier das eine als Totgeburt bei einem Thoracopagus (zwei zusammengewachsene Foeten). Zu bemerken ist, daß die Zwillinge *nie die gleiche Lebensdauer* hatten, so der eine 13jährig an Diphtherie gestorben, der andere 80jährig geworden, in einem zweiten Paar der eine 38jährig an Lebensmittelvergiftung in den Anden gestorben, der andere jetzt mit 77 Jahren noch sehr aktiv. Im 3. Paar ist der eine 52jährig an vorzeitiger zerebraler Sklerose, der andere 56jährig an Ulkusperforation, nicht operiert wegen Krebsverdacht, gestorben. Von 2 weiblichen Zwillingen des Stammes C blieb die eine nach akuter Radikulomyelitis mit 22 Jahren bis heute dauernd invalid, die andere ist jetzt 40jährig, gesund, mit 2 Kindern.

Die Nichtbewertung des *Erbgutes des eingeheirateten Elternteils* ist mitzuerwähnen.

In der *6. Generation* liegt nur noch *1/32 der ursprünglichen Erbanlage* des Stammvaters vor. Den Geschlechtsnamen Naeff tragen unter den lebenden Jugendlichen noch 8 (geboren 1947–1959), darunter 4 Männer. Die Erbmasse der Stammeltern ist dann höher, wenn Heirat unter den Verwandten vorkommt. Hier fand sich bei 2 Enkeln der 2. Generation eine Verwandtenheirat, so daß 62 Personen auf Stamm C und G fallen, hier dem Stamm C zugerechnet. Es liegt hier ein *Ahnenverlust* vor. Man kann auch sagen „Nichtverlust", also Vorteil durch die Verdopplung der Langlebigkeitsfaktoren. Auch später sind noch vereinzelte Heiraten unter den Verwandten zu finden, ganz begreiflich, da sich diese von Jugend an kannten.

Eine direkte *Beeinträchtigung* der Langlebigkeit *durch* ein ungünstiges *Erbe eines Eingeheirateten* ist in einem der acht Stämme aufgefallen.

Bei dem Zugeheirateten in der zweiten Generation (Stamm D=Lutz) waren Depressionen mit zeitweisen Anstaltsaufenthalten festzustellen, trotzdem der 73 Jahre alt gewordene Oberst sich beruflich als tüchtig erwies. Eine manifeste schizoid-depressive Psychopathie war eindeutig bei 2 seiner 8 Kinder vorhanden, dann auch bei 5 Personen in der 4.–6. Generation. 3 der 5 tödlichen Suizide der Gesamtsippschaft kamen in diesem Stamm vor. Durch einen anderen Eingeheirateten ist eine Passivität der Männer seiner Kinder aufgefallen, die nicht dem üblichen Wesen der Sippschaftsangehörigen entsprach.

Daß psychologische Faktoren bei Rückblick über 200 Jahre retrospektiv nicht gut ausgewertet werden können, ist zu betonen, wie dies heute für die longivity resp. für „Survival in old age" jetzt diskutiert wird (*P.J. Mayer*).

Als *ausgesprochen langlebig* ist der *kleinste der 8 Stämme* mit Nummer *D* mit nur 22 Mitgliedern in 200 Jahren zu betrachten.

7 der 22 leben heute, der Älteste mit 88 Jahren in der 4. Generation. Die Tochter der 79 Jahre alt gewordenen Stammutter erlebte das 92. Jahr (3. Generation). Von deren 4 Kindern starb das dritte mit 89 Jahren, das vierte mit 95 Jahren, während die beiden ersten vorzeitig folgenden Risikofaktoren erlagen: die eine starb mit 30 Jahren an der 3. Geburt mit Eklampsie, der zweite unterernährt im 2. Weltkrieg in der BRD mit 56 Jahren an einem intestinalen Leiden.

Diskussion

Der Begriff der *Langlebigkeit* umfaßt nicht allein die „maximal life span" (*Finch* und *Hayflick*), sondern bezieht sich auf die potentielle maximale Langlebigkeit. Für die einzelnen Stämme der Familie Naeff über 200 Jahre ist die *spezifische maximale Langlebigkeit* auf 90–98 Jahre begrenzt. Ob sie durch Vermeiden der Risikofaktoren – soweit dies möglich ist (kaum für Unfälle, Naturkatastrophen, Krieg) – höher als 100 Jahre werden kann, wird sich im 21. Jahrhundert zeigen.

Werden zu den 178 Personen, die 65 Jahre und mehr alt wurden, d.h. die vor 1915 geboren sind, nur die 74 Erwachsenen in Beziehung gesetzt, die zwischen 20–64 Jahren starben, so tritt die Langlebigkeit noch deutlicher hervor. Die mittlere Lebenserwartung ab 20 Jahren (nicht wie vor-

hin ab Geburt) betrug nämlich in der Schweiz 1881–1888 nur 39,6 resp. 41,0 Jahre und 1920–1921 43,8 Jahre für Männer resp. 45,8 Jahre für Frauen, während hier 178 von 252 Personen ab 20. Lebensjahr das 65. Altersjahr erreichten, also *70%* mehr als 20 Jahre älter als die mittlere Lebenserwartung ab 20 Jahren wurden.

Von den *Faktoren*, die für eine Langlebigkeit in Betracht gezogen werden, sind zu erwähnen:

Das *Wohnklima* wird von mancher Seite als wichtig für die Langlebigkeit bezeichnet. Dies trifft aber bestimmt für die Familie Naeff *nicht* zu. Von den 10 Kindern der 2. Generation blieb nur eines am Stammort bis zu seinem Hinschied in Altstätten als Arzt in diesem ländlichen Gebiet des St. Galler Rheintals. Ein Adressenverzeichnis von 1979 durch *U. Steinlin* zeigte, daß von den dann lebenden Nachkommen (hier inkl. Gatten oder Gattinnen der direkten Naeff-Nachkommen, deshalb höhere Gesamtzahl) niemand mehr in Altstätten wohnte, noch 38 im Kanton St. Gallen und 484 in den verschiedensten Kantonen der Schweiz. Außerhalb der Schweiz lebten 345, davon 229 im übrigen Europa, 56 in Nord-, 38 in Südamerika, 15 in Australien und Neuseeland, nur wenige in Asien und Afrika. Langlebige finden sich auch in allen diesen Gliedern der verschiedensten Weltgebiete.

Die *Berufe* der Stammangehörigen zeigen *keine Einheitlichkeit*. Wohl waren die Frauen, geboren im 19. Jahrhundert, fast ausnahmslos Hausfrauen. Wenn nicht verheiratet oder ohne Kinder verheiratet, sind sie im 20. Jahrhundert meist in praktischen Frauenberufen tätig und mehrerer Sprachen mächtig. Die Männer waren oft Kaufleute, in Banken, im Handel tätig oder hatten akademische Berufe. Es finden sich höhere Offiziere, mehrere Professoren an Universitäten, dann Direktoren in Wirtschaft und Forschung, Versicherungsgesellschaften, Juristen, Ärzte, zwei evangelische Pfarrer. Es fehlen Prasser, Spieler, Alkoholiker und ausgesprochene Psychosen. Spezielle berufliche Schädigungen ließen sich nicht nachweisen.

Die *soziale Stellung*, welche die Langlebigkeit mitbeeinflußt, war hier günstig. Sie entsprach dem bürgerlichen Stand Mitteleuropas: fast keine Superreichen und vor allem keine wirklich Armen. Die geistigen Fähigkeiten waren rege, wenn auch nicht genial. Seriöse Berufsauffassung und positive Einstellung zum Staat waren mehrheitlich nachweisbar – ich möchte sagen bestimmt bis 1960. Verdienstvolle öffentliche Rollen in Gemeinde und Kanton auch im Bund (ein Bundesrat, derzeit eine Nationalrätin) wurden oft erreicht. Man kann von einer evangelischen Familie des schweizerischen oberen Mittelstandes sprechen.

Die *geistigen und körperlichen Anlagen* konnten in dieser Sippschaft auch als günstig bezeichnet werden. In der Bonner Studie hat *Lehr* 1975 selten klar und ausführlich die für die Langlebigkeit in Frage kommenden Faktoren dargestellt. Eine intensivere Aktivität für Anregungen, sensorische und soziale Stimuli der Überlebenden, damit auch für Training der körperlichen und psychischen Fähigkeiten, sprechen für die erbliche primäre Bedeutung der geistigen und somatischen Anlagen der Longevity. Bessere Schulbildung und höherer sozialer Status können als deren Korrelate angesehen werden.

In der *Ernährung*, auch dies eine Voraussetzung der Langlebigkeit, wurde den landesüblichen Sitten gefolgt, was auch als sinnvoll zu bewerten ist.

In der *Bonner Studie* von 1963–73 überlebten von ursprünglich 223 Personen nach 8 Jahren 121. 45 waren zwischenzeitlich gestorben, 57 verweigerten eine Nachkontrolle. Die Auswertung mit modernen statistischen Testmethoden ergab für medizinisch-biologische Korrelate der Langlebigkeit keine faßbaren Unterschiede in der ärztlicherseits vorgenommenen Beurteilung des Gesundheitszustandes. Einzig war eine schlechtere Hörfähigkeit bei den Verstorbenen vorhanden gewesen, dies auch bei unseren Hochbetagten der Fall. Kognitive Korrelate zeigten wohl mehr Punkte bei den Überlebenden, wobei im ganzen die damals nicht verwunderlichen besseren Leistungen der Männer hervortraten, die aber für die Langlebigkeit nicht wesentliche Unterschiede brachten. Persönlichkeitsspezifische Korrelate wiesen auch relativ wenig Unterschiede auf. Lediglich im Hinblick auf Aktivität und Stimmung lagen die Überlebenden besser. Sozialpsychologische Korrelate ließen auch keine größeren Unterschiede auffinden.

Anzufügen ist die Untersuchung von *Amon* aus der DDR 1958. Es wurden 5 000 über 85 Jahre alte Personen befragt. Es zeigte sich, daß deren Väter, Mütter und ältere Geschwister zu 50–60% ebenfalls ein hohes Alter erreicht hatten. Von Umweltfaktoren, die günstig wirkten, wurden erwähnt: Bevorzugung laktovegetativer Kost, geringer Konsum von Alkohol und Nikotin, nur 10% Adipöse. Weiterarbeiten im Beruf, so daß 50% der männlichen und 35% der weiblichen Befragten über die Grenze der Altersrente hinaus noch zahlreiche Jahre im Berufsleben tätig waren.

Wenn *Lehr* zu bedenken gibt: „Langlebigkeit ist in gewissen Grenzen genetisch bedingt (endogen), aber mit Sicherheit auch durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Umwelteinflüsse bestimmt, also auch exogen beeinflußbar, und das von früher Kindheit an", so scheint mir, daß die genetische Komponente, die viel schwerer zu prüfen ist, etwas unterbewertet bleibt, daß das Bestimmende für die Gesamtheit die Heredität ist, die natürlich in bezug auf Langlebigkeit durch schlechte soziale und ökonomische Lage, durch die heutige technische Gefährdung, modern zusammengefaßt als Risikofaktoren, beeinflußt wird.

Als Ergebnis dieser Untersuchung über 200 Jahre kann gesagt werden: *exogene Faktoren* bestimmen wohl die *Lebensdauer des einzelnen*, prinzipiell aber *nicht* die Gesamtheit der *familiären Langlebigkeit*.

Daß *molekularbiologische Strukturen* den erbbiologischen Faktoren der Langlebigkeit zugrundeliegen, hat *Medvedev* letzthin näher belegt. „The final longevity of the organism is a summary of a hundredthousand different acts of deterioration of biologic information (branches in DNA, alteration of the vital proteins, redundancy of vulnerable genes)". Ebenso haben die Zellkulturen von *Hayflick* in der Richtung der zellbiologisch bestimmten Lebenserwartung wertvolle Belege gegeben. Neue Gesichtspunkte sind durch die Hypothesen von *Cuttler* und *Sacher* gegeben, nämlich daß Altern durch die Begrenztheit lebenserhaltender Mechanismen bestimmt wird und daß bestimmte körpereigene Systeme von einem gewissen Zeitpunkt an ihre lebenserhaltende Rolle verlieren, ja lebensbedrohend werden können und dadurch Altern und Tod leiten.

In der Bewertung der *Theorien der Langlebigkeit* kommt der wohl bestausgewiesene klinische Forscher der Hochbetagten Mitteleuropas, *Franke*, zu den gleichen Schlüssen wie die genannten Autoren. Er schreibt: „Das optimale Zusammenspiel von zwei übergeordneten Faktoren scheint

für eine Langlebigkeit ausschlaggebend zu sein: 1. in der überwiegenden Mehrzahl der Probanden primär endogen genetische Faktoren mit familiärer Langlebigkeit und 2. zusätzliche exogene Momente, speziell aus dem sozialen, psychologischen, ökologischen und medizinischen Sektor." Die gleiche Folgerung zieht der bekannte amerikanische Kardiologe *Wright*, der 1976 die Probleme unter dem Titel „Fullfillment of longevity" darlegte: „Der wichtigste und Grundfaktor in der Festlegung und Bestimmung der maximal möglichen Langlebigkeit ist der hereditäre Faktor. Dieser sollte in vertiefter Weise studiert werden in allen zukünftigen statistischen Analysen der Longevity. Wenn immer möglich, ist die familiäre Langlebigkeitsgeschichte im Detail zu entwickeln. Dazu sollte keineswegs die Bedeutung der wohl bekannten erworbenen Risikofaktoren herabgesetzt werden, durch welche die Menschen Jahre abziehen von ihren naturgegebenen Anlagen."

Wright hat selbst zwei Stammbäume kurz angeführt (ohne genaue Details): Eine 1630 in New Amsterdam angesiedelte, aus Holland kommende Familie, ausgesprochen langlebig, über 14 Generationen, mit stets geregeltem, arbeitsfreudigem Tagesablauf. Die Angehörigen der letzten erfaßten Generation sind nie vor 85 Jahren gestorben. Je einer lebte 105 und 103 Jahre, wobei sie aktiv bis in die letzten Lebensjahre blieben, bis eine generalisierte Arteriosklerose sie immer mehr schlafend machte. Keiner hatte Diabetes, Hypertonie, Myokardinfarkt, Krebs.

Eine 2. Familie, die *Wright* aber nur über 2 Generationen verfolgen konnte, war kurzlebig. Die Eltern und 4 Söhne starben unter 55 Jahren (einer mit 31 Jahren) an Myokardinfarkt. Alle waren nervösgespannt, rauchten viel und waren belastet durch Streß und Verfolgung in Deutschland während des 2. Weltkrieges.

Hinzuweisen ist hier noch auf die erfolgreiche Schrift *zur Zeit der Aufklärung* von *Hufeland* („Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", 1797), der sich mit der Abkürzung des Lebens, heute Risikofaktoren genannt, befaßte.

Er hat seine Gedanken an der Goetheschen Freitagsgesellschaft in Weimar vorgetragen und ging auf die Grundlage zurück, auf der ein langes Leben beruht, und auf die Eigenschaften, welche dazugehören. Er betont: „ . . . daß es dabei vorzüglich darauf ankommen muß, aus welcher Masse wir gezimmert wurden."

Hufeland schreibt u.a., was heute auf die Familie Naeff bezogen werden kann: „Es hat ganze Familien gegeben, in denen das Altwerden ein Familienprivilegium war."

Schlußfolgerung

Die über 200 Jahre in 8 Generationen bis heute genau verfolgte Schweizer Familie Naeff mit 867 Personen zeigt eine langlebige, aber nicht ganz bis zur Erreichung von 100 Jahren gehende Sippschaft. Die Mehrzahl der 575 von *Franke* untersuchten Hunderjährigen hat sich einer „soliden und geregelten Lebensweise befleißigt und sich speziell im Essen und Trinken zurückgehalten". Es fällt auf, daß die Frankeschen Hundertjährigen (mit nur vereinzelten Ausnahmen) braver Durchschnitt waren, keine führenden Persönlichkeiten und mit einer bescheidenen Lebensweise. Die Mitglieder der Familie Naeff dagegen waren geistig viel aktiver als die obgenannten Hundertjährigen und wurden deshalb wohl auch nicht 100 Jahre alt. Sie waren den Freuden des Lebens gegenüber nicht abgeneigt, haben dabei aber doch Maß gehalten, waren zu vernünftig, um richtig über die Schnur zu hauen. Sie haben sich stets den humanen Idealen und der Verantwortung der Heimat gegenüber verbunden gefühlt. Damit konnten sie ein Erbe, das ihnen die Geburt gab, soziologisch und psychologisch hochhalten und das hohe Alter nicht nur körperlich, sondern auch geistig als Gnade empfinden. Ob diese in 200 Jahren entstandene Lebensweisheit in der aufwachsenden 7. und 8. Generation ab Ende des 20. Jahrhunderts mit den durch die moderne Technik und Psychologie sich ergebenden Werten als Tradition weitergegeben wird, ist jetzt noch nicht zu entscheiden. Es kann aber auch sein, daß die Fortschritte in der Gesunderhaltung in der ärztlichen Therapie gerade bei erbbedingter Langlebigkeit auf 100 und mehr Jahre unterstützend wirken. *Rössle* schrieb 1940: „Das Kräfteverhältnis der inneren und der äußeren Bedingungen der Krankheit ist das A und das O der menschlichen Erbpathologie" und nach Goethe ist die menschliche Lebensreise als notwendige Folge ihres ersten Anfanges gekennzeichnet:

„Dein Los ist gefallen,
verfolge die Weise,
der Weg ist begonnen,
vollende die Reise."

Literatur

Abbott, M.H. et al.: The familial component in longevity, a study of offsprings of nonagenarians. The John Hopkins Med. J. 134 (1974) 1

Amon, F.: Vortrag in Leipzig. Ref. in Z. Altersforsch. 13 (1959) 188

Cuttler, R.: Evolutionary Biology of Senescence, Plenum Press, New York 1978 und J. of human evolution 5 (1976) 169

Fink, L.E.F., L. Hayflick: Handbook of the biology aging. Van Nortland-Rhein Cp. New York 1977

Franke, H.: Hundertjährige. Wiss. Studie an 148 Hundertjährigen in der BRD. Aktiengesellschaft Schwarzhaupt, Köln. Verlag Fränkische Gesellschaftsdruckerei, Würzburg 1971

Franke, H.: Geriatrie, Taschenbücher, Springer-Verlag 1979

Franke, H.: Theorien der Langlebigkeit. Aktuelle Gerontologie 9 (1979) 167

Hayflick, L.: The Longevity of cultured human cells. J. Amer. Geriatr. Soc. 22 (1974) 1

Hufeland, C.W.: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Jena 1797, neu herausgegeben Hippokrates-Verlag Stuttgart 1975

Lehr, U.: Psychologie der Langlebigkeit. In: Böhlau, V.: Alter und Langlebigkeit, Schattauer-Verlag Stuttgart, 1975 und Abstracts, Internat. Kongress Geront. Hamburg 1981

Lehr, U.: Sozialpsychologische Korrelate der Langlebigkeit. Am. Revue of Gerontology and Geriatrics, 1983, im Druck

Medvedev, Z.A.: Aging and longivity. The Gerontologist 15 (1975) 196

Mayer, P.J.: The Evolution of human longivity. The Gerontologist, Part II (1979) 115

Obrecht, R.: 100jährige: Zur Psychologie und Psychopathologie des hohen Alters. Inaug. Diss., Bern 1951

Pearl, R., R.W. Pearl: The ancestry of longlived. The J. Hopkins Press, Baltimore 1934

Rössle, R.: Die pathologische Anatomie der Familie. J. Springer Verlag, Berlin 1940

Vischer, A.L., F.C. Roulet: Beobachtungen an zwei Hunderjährigen. Virchow Archiv 321 (1952) 652

Wright, J.S.: Fullfillment of hereditary longevity. Circulation 54 (1976) 1

Prof. Dr. h.c. O. Gsell, Zwinglistraße 21, CH-9000 St. Gallen

V. FAMILIE JOHANN CONRAD LUTZ 1797-1870 UND DIE GATTIN ANNA NAEFF 1803-1887, RHEINECK

A. DIE LUTZEN IN RHEINECK

B. STAMMBAUM DER FAMILIE LUTZ, RHEINECK

C. DIE RHEINECKERTANTEN
DIE DREI SCHWESTERN VON WILHELMINE GSELL-LUTZ, TOECHTER VON J.C. LUTZ-NAEFF, GESCHILDERT VON CLARA WILD-GSELL, DER TOCHTER VON WILHELMINE GSELL-LUTZ

D. DIE JUGENDJAHRE EINER URGROSSMUTTER
ANNA NETTE LUTZ-NAEFF 1803-1886
(LEBEN ALS TOCHTER UND HAUSFRAU IN DER ERSTEN HAELFTE DES 19. JAHRHUNDERTS).

E. DAS GROSSELTERNHAUS IN RHEINECK
DES CONRAD LUTZ-NAEFF
ERZAEHLT VON CLARA WILD-GSELL, SEINER ENKELIN

V A. DIE LUTZEN IN RHEINECK

Das Geschlecht der Lutzen von Rheineck hat einen Luchs im Wappen. Sollte daher ihr rascher Blick für das Wesentliche kommen? Von wem es das Sinnierende hat, ist mir unbekannt. Vielleicht von den Frauen: den Wesserin, den Rüschin von St. Margarethen, den Heer von Rheineck, den Messmer von Rheineck? Von den Naeffen von Altstätten könnte das Liebevolle und Praktische stammen.

Johannes Lutz, 1741-1800 mit der scharfen Hakennase und den braunen Augen, trug sein dunkles Haar gewellt und hatte einen gütigen Ausdruck.

Er beharrte aber offenbar auf seinem Recht, wie die alten Urkunden bezeugen, die sich um Wegrechte mit dem Töbeli-Müller, der neben dem Hof Monplaisir (Ehegut seiner Frau) in einem engen, ansteigenden Schlüchtlein seine Mühle betrieb. Bis Zürich musste einmal ein solcher Handel vor Gericht kommen.

Der Hof war aber auch ein Bijou mit seinem Garten und der schönen Aussicht von der Höhe des Fliegenberg aus. Es war das Gemüse- und Obstland der Familie Lutz, auch Trauben wuchsen in Fülle. Abends zog man vom Städtlihaus hinauf, wo ein Lusthäuschen zur Ruhe einlud.

Seine Frau Magdalena Heer von Rheineck, aus dem Fahr, mit der schwarzen Haube unter dem Kinn gebunden (die weissen Spitzen lassen die hohe Stirne hervorgucken). Das Stupsnäslein und das energische Kinn, der freundliche Mund deuten fröhliche Tatkraft an.

Der Sohn Adrian Lutz, 1768-1829, sieht mit seinen hellen Augen ungemein Vertrauen erweckend aus. Er bekleidete verschiedene Aemter in Rheineck und besorgte sein Colonialwaren-Geschäft mit grosser Umsicht. 1792 verheiratete er sich mit:
Susanna Magdalene Messmer, die in erster Ehe sich Johann Custer von Altstätten anvertraut hatte, der aber schon nach einem Jahr starb. Sie muss eine geistvolle Frau gewesen sein, die wieder nach Rheineck zurückkehrte. Auch ihre Augen blicken gütig. Und die schönen Costüme jener Zeit, die weissen, gepuderten Perrücken lassen das Paar als Herrenleute der Zopfzeit erkennen.

Von ihren 8 Kindern erreichten nur vier Söhne das Mannesalter:
Jacob Conrad, 1797-1870, der Aelteste war ein begabter Knabe. Seine Bildung erhielt er in Vevey, wohin ihn sein Vater, erst elfjährig, begleitete. Nachher kam er nach Aarau an die bestbekannte Kantons-Schule.

Sein gestrenger Vater hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, obschon er das technische Wissen vorgezogen hätte. Als 17 Jähriger machte er die beschwerliche Reise zu Pferd nach Genua, trat dort und in Livorno in die Lehre und reiste nachher im Auftrag eines St. Gallergeschäftes in die verschiedensten italienischen Städte. So wurde ihm Italien und seine Sprache ungemein lieb. In Rheineck gründete er ein Speditions-Geschäft, das ihn noch oft in den Süden führte.

In Gemeinde und Kanton stellte er seinen Mann, militärisch bekleidete er den Rang eines Obersten und war manche Jahre ein geschätzter Richter im Kantons-Gericht.

Die liebliche Anna Naeff aus Altstätten wurde seine getreue Lebensgefährtin, die Freud und Leid mit ihm teilte. Der Tod des ältesten Sohnes, Robert, einem ungemein liebenswerten Menschen, der nach zweijährigem Aufenthalt auf St. Thomas an Lungenentzündung in Folge einer Erkältung starb, brach den Eltern fast das Herz.

Von der Zeit an zeigten sich beim Vater Schwermutssymptome, gegen die er zwar tapfer ankämpfte, aber nie ganz besiegte. Bei seinem Tode konnten die Aerzte Wucherungen im Gehirn konstatieren.

Seine 2 Söhne und 4 Töchter und die Enkel waren seinem Herzen sehr lieb. Voll Ehrfurcht sahen sie zum Vater und Grossvater mit den blitzenden Augen und der hohen Stirn empor.

Carl Friedrich, 1800-1838, erwählte die militärische Laufbahn. Die holländische Uniform stand dem lockigen Offizier gut an. Bei einem Schiffs-Unglück in den batavischen Gewässern kam er zwar nicht um sein Leben, aber um seinen Rang. Dies setzte ihm dermassen zu, dass er erkrankte und bald darauf in Batavia starb.

Johann Wilhelm, 1802-1833, hatte auch kein militärisches Glück. Er diente in der Fremdenlegion, wurde dort krank, wollte noch heimkehren, erreichte aber nur noch Lyon, wo er in einem Militärhospital seinen Tod fand.

Johann Lutz, "Schangg" genannt, 1804-1878, war der Jüngste der Familie. Gescheit und aufgeweckt, studierte er Jurisprudenz, war fröhlicher Corps-Student und erhielt dabei manche Hiebe und Stiche. Ins Privatleben in Rheineck eingetreten, wurde er ein geachteter Advokat. In seinem reizenden, grün überwachsenen Häuslein sah man ihn kaum vor lauter Tabakrauch, gepufft aus seiner langen Pfeife, aber der grosse Bernhardiner zeigte ihm die kleinen Gäste an, die immer etwas Gutes kriegten. Am liebstem begleiteten sie den Grossonkel über den Buchberg ins Parmaschloss "Wartegg" nach Staad. Dieses verwaltete er, und mit Freuden wanderte man durch den grossen, schönen Park. Mit seinen Töchtern und Enkeln war man gut befreundet, aber am liebsten hatte man doch den Bernhardiner.

Jetzt leben noch zwei Lutzen der älteren Generation: Söhne des Jüngsten von Jakob Conrad, Adolf Lutz-Bühler, 1842-1922, eine Frohnatur, der seinen Vater viele Jahre überlebte.

Von der jüngeren Gilde freuen sich neune des Lebens:
zwei vom Stamme Eduard Lutz-Schmid, 1825-1866, Sohn von Jakob Conrad, der zu seinen Lebzeiten im besten Mannesalter starb, und sieben vom Stamme Adolf.

Diesem Jungvolk möchte ich den Goethespruch zurufen:" Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen."

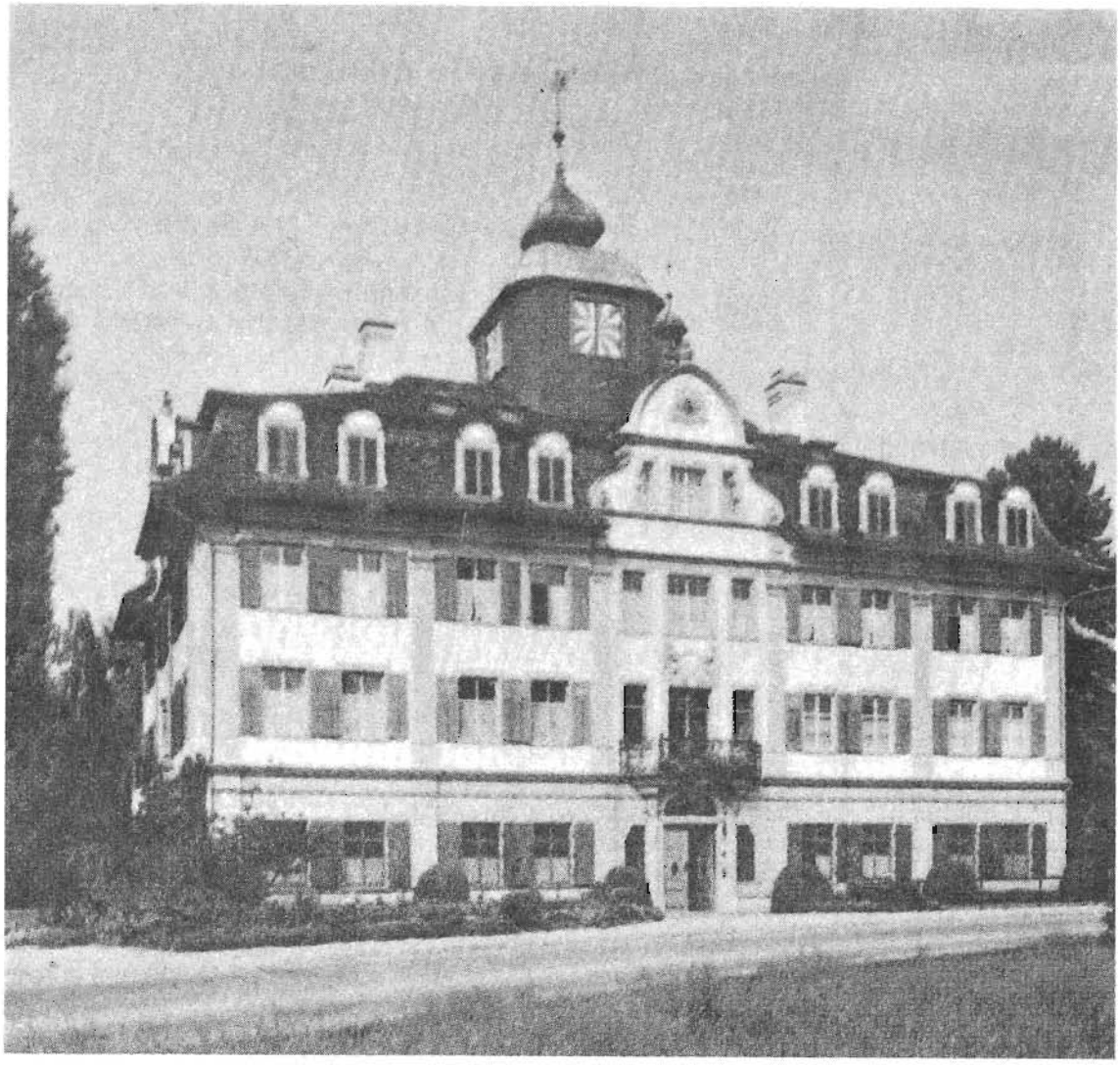
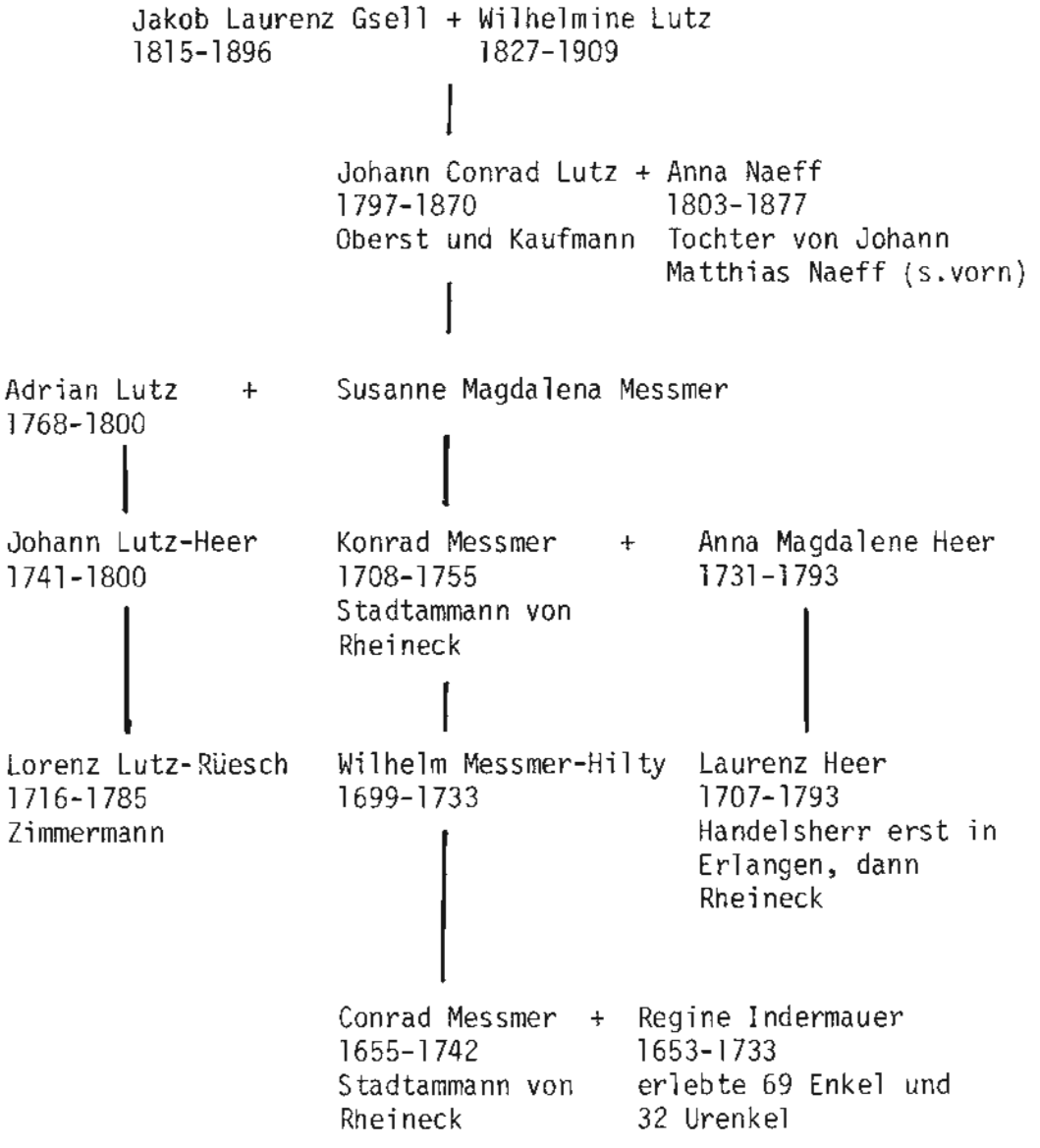


Abbildung 54 Löwenhof in Rheineck.
Haus der Familie Baerlocher-Custer (s.S. 219)

V B. STAMMBAUM DER FAMILIE LUTZ, RHEINECK



V C. DIE RHEINECKERTANTEN

DIE DREI SCHWESTERN VON WILHELMINE GSELL-LUTZ, TOECHTER VON J.C. LUTZ-NAEFF, GESCHILDERT VON CLARA WILD-GSELL, DER TOCHTER VON WILHELMINE GSELL-LUTZ.

Wie verschieden waren sie und doch echte Lutzen! Das heisst Menschen mit frohem und doch tiefem Sinn, voll Poesie stets zum Singen und Helfen bereit, ein treues bodenständiges Geschlecht.

Die älteste der drei schönen Schwestern war Frau Saxer-Lutz, Bertha, 1830-1902, ein fröhliches, lustiges, unbekümmertes Blut. Immer hatte sie einen Spass bereit.

Ihre Bildung holte sie, nach den Rheinecker Schulen, unter dem ausgezeichneten Pädagogen Arbenz, in Stuttgart, wo sie viele liebe Freundschaften fand, die das ganze Leben hindurch Freude brachten.

Wie gerne besuchte man sie auf dem "Hof", dem ehemaligen Gemüse- und Blumengarten des Städtlihauses der Grosseltern. Da hatte der älteste Schwiegersohn, der Mann der Wilhelmine, ein Haus in Innerschweizer Stil bauen lassen mit Sprüchen an den Aussenwänden. An der einen Seite:

Rein im Herzen, rein im Haus
Treibt alle bösen Geister aus

an der andern:

Rein im Herzen, rein im Sinn
Behält die guten Geister drin.

Tante Bertha hielt einen kleinen Schokolade-Handel, von dem man oft ein Probiererli erhielt.

Auch Kurgäste weilten hie und da in den heimeligen Räumen, spazierten auf den Fliegenberg die vielen Tritte hinauf. Da sah man über den ganzen Bodensee ins liebe Schwabenland. Bald glänzte er grün, bald hell- bald dunkelblau und am Abend silbern und golden.

Das Sommerhäuschen mit den farbig umrahmten Fenstern und den alten Kupferstichen der Rheintaler-Burgen, Schlösser und Ruinen, etwas tiefer gelegen, war ein Lieblingsplatz von uns Ferienkindern. Da konnte man die Welt rot, gelb, grün und blau betrachten und auf dem Schiefertisch nach Herzenslust schreiben und zeichnen.

Sehr vertraut waren wir mit unsern Cousinen, gescheiten, lieben und musikalisch äusserst begabten Mädchen. Den Vetter, "Bueb" geheissen, liebten wir weniger. Er wusste nichts mit seiner Zeit anzufangen und frug "allpott" seine Mutter: "Mueter, was soll i tuo?" Als Antwort bekam er regelmässig: "d'Hend wäscha!" Bis abends sind sie recht sauber geworden.

Tante Bertha sang oft mit uns und arrangierte lustige Tanzfestlein mit fröhlichen Cotillons. Auch Spaziergänge wurden unternommen zur Ruine Grimmenstein, auf die Meldegg und immer am Erinnerungs-Baum vorbei, in dessen Rinde ein grosses Herz mit einem verschlungenen L und B, den Initialen des Brautpaars Saxer-Lutz, das mit dem Baum gewachsen war.

Nach 10-jähriger Ehe verlor sie ihren Mann, Lukas Saxer-Lutz, 1825-1862, den sie sich damals ins Herz gesungen hatte. (Ihr schöner Sopran klang mit dem tiefen Alt der älteren Schwester Wilhelmine stets hell und klar.) Onkel war Lehrer an der Rheinecker Realschule und erfreute seine Umgebung mit sympathischen Versen.

Für die Witwe wurde das Holzhaus auf dem "Hof" erstellt. Der angeborene Frohmut half der Alleingelassenen über das Schwere hinweg,

und ihre stete Bereitschaft Kranken und Wöchnerinnen gegenüber gab ihrem Leben Inhalt, nebst Kindern, Haus und Hof. Abends besuchte sie oft Kranke, aber auch Gesellschaften. Und wenn frohe Jugend sie nach Hause begleitete, stand sie manchmal still und sagte als "Excüsi", tief atmend: "Lueged au d'Sterne-n-a, wie schö sie glänzed!"

Noch viel Schweres musste sie erfahren: den Tod der ältesten Tochter Bertha Diem-Saxer, gest. 1875, und der Jüngsten, Fanny Schobinger-Saxer, gest. 1888 im Wochenbett, aber auch viel Schönes durfte sie erleben: die Heirat der drei Töchter und die Geburt von vier Enkeln. Der älteste, der Sohn der verstorbenen Tochter Bertha wurde von ihr erzogen. Zu den drei weiteren reiste die Grossmutter ins Baltikum, wohin sich Anna Vogt-Saxer, 1855-1920, unsere liebste Cousine verheiratet hatte.

Später verliess Tante schweren Herzens den "Hof", (die Arbeit und die Last wurden zu gross) übersiedelte auf den Altensteig und nachher zur einsamen Mutter ins Städtlihaus, schliesslich ins nette Häuslein bei der Holzbrücke am Rhein, gegenüber der Ebne.

Und immer blieb sie der alte, frohe Mensch, das Naturkind voll Humor und Herzensgüte.

Mathilde Labhardt-Lutz, 1836-1911, die mittlere der Drei, kam als zartes Kindlein auf die Welt, das extra gehegt und gepflegt sein wollte. Schon damals schrieb man der frischen Luft und den Kräutern viel Segensreiches zu. Das Zärteli wurde nach Hufeland behandelt, in Schafgarben- Absud gebadet und so viel als möglich auf den "Hof"-Garten gebracht.

Zu einem frischen, gesunden Mädchen herangewachsen, zeigte sich bald ihre Intelligenz und Lebhaftigkeit, ihr Sinn für Poesie und ihre Abenteuerlust.

Nach einem Pensionsjahr in Deutschland, verheiratete sich die schöne, junge Zwanzigjährige mit Conrad Labhardt zu Steckborn,

in Manila als Kaufmann tätig. Die Wanderlust hatte Mathilde wohl mehr gelockt als die Liebe, vielleicht auch die schöne Position, denn der Gemahl (achtungswert in jeder Hinsicht, aber etwas steif) habe, so berichtet die Fama, als Ueberseer das meist Verlockende gehabt.

Der junge Frau gefielen Land und Leute in Manila. Im Schweizer, englischen und österreichischen Kreis (Onkel was Konsul von Oesterreich und der Schweiz) führte Tante ein Haus, und dank ihrer Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft in gesunden und kranken Tagen war die Schweizerin überall gern gesehen.

Pflanzen und Tiere waren ihre grösste Freude. Ihr Blick der schönen, braunen Augen hatte Macht über diese. So zähmte sie einen Alligator, hielt Hunde, Papageien und Cacadu.

Die Natur um Manila, das Meer taten's ihr an. Nur ungern kehrte sie nach etwa acht Jahren in die Schweiz zurück, nahm auch einen malaiischen Diener, den Pedro, mit und zog mit ihrem Mann ins eigene Haus am oberen Graben, zum Schieferdach genannt, in St. Gallen.

Auch da zogen Tiere ein: Katzen, Hunde und vor allem Vögel. Wir Rötelikinder durften abwechselnd in dem gepflegten Heim zum Mittagessen kommen, feine Sitten lernen und uns an manchem Neuen freuen. Am schönsten war im Winter der grosse Vogelhaushalt zwischen den Fenstern. Da stand ein Tannenbäumlein, die äusseren Fenster wurden geöffnet, die hungernden Vöglein flogen hinein; gegen das Zimmer war ein feinmaschiges Gitter, so hatten sie schön warm. Für Nestlein, Wasser zum Baden und zum Trinken und Futtertröglein war auch gesorgt. Bald fühlten sie sich daheim, man konnte das Gitter öffnen, da flogen die Meisli, Finken, Dompfaffen lustig im Zimmer umher, zum Entsetzen von Lulu, dem schwarzen Hündlein, und dem weissen Büsi. Erhaben sass der graue Coco, der Cacadu mit dem rosa Halskrägli, auf seinem Stab. Wenn losgekettet, suchte er seinen Lieblingsplatz, die Schulter der Hausherrin, auf und nahm mit seinem krummen Schnabel begierig den Zucker aus Tantes Mund.

Die St. Galler hatten allerlei zu mäkeln an dem Manila Haushalt, z.B. dass die junge Frau Herren zu einem Wermut empfing, dass sie ihren Nichten und Neffen einen Hausball gab, zu dem diese ihre Flammen einladen durften und dass ihre Garderobe so auserlesen war. Ihr Charme zog Alt und Jung an.

Nach einigen Jahren verlangten die Geschäfte die Rückkehr nach Manila. Ins Schieferdach zogen liebe Verwandte, auch Ueberseer, und später wurde es verkauft. Die Möbel wanderten teils nach Rheineck, teils nach Steckborn am Untersee, wo die gütige Mutter von Onkel Labhardt ein herziges Häuslein besass mit Obst, Gemüse- und Zier-Garten.

In Manila kamen nun die schweren Zeiten: Erdbebenjahre, der Mann wollte das steinerne Geschäftshaus nicht verlassen, die Frau fürchtete sich und zog zum Schlafen in ein Nippa-Häuslein ans Meer. Dort flirtete sie mit einem herzigen "Offizierli", der dem einsamen Aufenthalt lieblichen Reiz verlieh.

Gesellschaftlich blieb Alles wie früher, aber Tante fühlte sich sehr allein und sah auch den geschäftlichen Ruin kommen. Ihr Tagebuch spricht davon. Dieser brach die Energie des ehrlichen, ernsten Geschäftsmannes. Er starb 1890 an einem Leberleiden.

Tante kehrte in die Heimat zurück, zuerst nach Steckborn, wo die Schwiegermutter unterdessen gestorben war; nach dem Tode der eigenen Mutter ins Städtlihaus nach Rheineck. Die glücklichste Stunde des Tages war das Schwarzkaffee-Weilchen von 1-2 Uhr mit der Zeitung, und dem grau und rosa zahmen Cacadu auf der Achsel. Grosse Freude machte ihr das jeweilige Kommen der Brautpaare in der Familie. Sie wurden ins Erkerli gewiesen. Tante ging hin und her, freute sich an ihrem Anblick, und wenn sie glaubte einen Kuss zu hören! Eros war ihr sehr guter Freund.

Wie gerne besuchten wir die lebhafte Tante oder freuten uns an ihrem Erscheinen in St. Gallen. Sie machte stets den Kindern kleine

Freuden, brachte um die Samiklaus-Zeit Süssigkeiten und an Weihnachten Tannenzweige.

Aber sie litt unter ihrer Einsamkeit und sagte oft: "d'Ross schlot me tot, wenn sie alt sind, d'Mensche müend witer leba, das isch grausam!" Viel Schwindelanfälle und zunehmende Schwerhörigkeit verdarben ihr die letzten Jahre. So kam der Tod im Frühling 1911 als Erlöser.

Noch in den letzten Tagen erzählte sie von ihrem geliebten Manila und sandte an die Nichten ganze Koffer von dortigen Toiletten, Spitzen und Seidenstoffe. Viele, viele Kisten standen in den zwanzig Jahren unausgepackt hinter einem Vorhang in der grossen Visitenstube.

Bei meinem letzten Besuch an ihrem Krankenbett am Vorabend ihres Todes sagte sie: "Lueg, da Büs chont nümme, i stärbe bald; aber bette sött me chönne und i cha nöd. Und bim Erbe werdid Ehr lacha und au schimpfe, so vil Züg isch do." Und so wars auch.

Nach der Kremation in St. Gallen sass man noch zusammen. Tante mit ihrer Intelligenz und Eigenart, ihrer Güte, ihrem lustigen Intrigantentum (immer war sie voll Pläne für Andere, die aber nie ausgeführt wurden) lebte unter uns. Liebe, köstliche Tante Mathilde!

Im Städtlihaus ging's nun ans Verlesen, eine grosse Arbeit. Onkel Adolf Lutz-Bühler war der Teilvogt. Schwester Marie Fehr-Gsell sorgte dafür, dass nicht zuviel Ware von den jungen Nichten auf den Wegwerf-Haufen getan wurde. Ueber zwanzig Mäntel und ebensoviel Fussbekleidung waren da. Und als die Manila-Kisten geöffnet wurden, fanden sich reizende Täschlein, Schälchen, Körbchen und Teppichli chinesischer Provenienz. Und überall, an den unglaublichsten Orten hatte Tante Goldstücke versteckt: sie fürchtete sich vor Dieben und wollte diesen ungebetenen Gästen die Fundorte der Goldschätze angeben, auf dass ihr kein Leid geschähe. Die Gute kam aber nie in den Fall. Sie hat in Gedanken sicher oft mit einem solchen Eindringling geflirtet.

Mit dem Teilvogt war es sehr vergnüglich, und mit den sonderbarsten Sachen: ausgestopften Vögeln, Kassetten, Körben etc. kehrte man abends mit der Bahn heim. Das ging so etwa 4-5 Tage.

Bei der Putzerei fanden sich hinter den Büscheli nochmals drei Kisten, die dann auf der Gewerbemuseum-Diele in St. Gallen geöffnet wurden. In der einen befanden sich asiatische Bronzen sonderbarer Art, aus der zweiten kam ein sehr schöner, chinesischer Service zu Tag, und die dritte stammte noch von Steckborn und enthielt alte, von Motten zerfressene Kleider, ein chinesisches Kostüm und noch ein paar liebe Rheinecker-Stücke, z.B. eine Marmoruhr aus Onkel Roberts Zimmer und vergilbte Bilder. Sehr interessant war in einer Atrappe (Mues-Pfännli für ein Kindlein) der Fund eines schönen Diamantrings.

Schliesslich war man froh, als Alles geteilt war. Diejenigen, die sich in die grosse und kurzweilige Arbeit geteilt hatten, freuten sich über diese sonderbaren Rheineckertage, manche von den andern Nichten und Grossnichten bedauerten, nicht dabei gewesen zu sein.

Noch jetzt kann man in der Familie den Ausruf hören beim Anblick einer Bluse, eines indischen Stoffes: "Aha, Tante Mathilde!" Und dabei lacht man und das Herz schlägt warm.
Tante Julie, 1836-1884, die jüngste der vier Schwestern aus dem Städtlihaus, hatte wie die älteste (unsere liebe, liebe Rötelimama) etwas schweres Blut und ein ausgesprochenes Pflichtgefühl. Dieses leitete ihre Wege.

Nach den guten Rheinecker-Schulen kam sie nach Hanau in Deutschland in ein vorzügliches Institut.

In der schönsten Jugendzeit befiel sie eine Herzbeutel-Entzündung und eine leichte Tuberkulose. Dies machte sie ernst und still.

Geschätzt wurde sie (überall Tante Julie genannt) im ganzen Unterrheintal als Inspektorin der Handarbeits-Schulen. Gegen die Armen

zeigte Tante sich sehr gütig. Aber glücklich wie die Schwester war sie wohl selten. Kritisch gegen sich und die Mitmenschen sah sie zu viel Schweres. Die Schwermut des Vaters lastete im täglichen Leben stets auf ihr.

Wir Nichten liebten sie sehr, sie konnte so herzlich lachen und von ihren Jungmädchen-Erlebnissen erzählen. Auch drollige Verse und Geschichten wusste sie:

Oh Mulla, wo bischt?
Oh Mulla, Mulla, Mulla!

Und den Rundreim:

Leischa, liabi Leischa
Wenn de Topf aber denn a Loch hät, was macht ma, liaba Heiri?
Mach en ganz, liabi liabi Leischa --- liabi Leischa mach en ganz!

Im Erkerli wurden viele Spiele gemacht, dabei gestrickt und gestickt. Die Neffen liebten die Tante weniger und behaupteten, sie hätten in den Ferien Scheiterbeigen machen müssen, die abends umgeworfen wurden, um am andern Tag neu zu erstehen. Auf den Ferienreislein mochten sie die gütige Spenderin aber gerne. Viel Schönes sah ich mit ihr, so die Oberammergauer Passions-Spiele 1880, die uns tiefen Eindruck machten, die Salzbergwerke von Berchtesgaden, die Seen im Bayerland und München.

Wir frugen Tante einmal, warum sie nicht geheiratet habe. "De Rächt isch halt nöd cho, und i ha d'Mueter nöd welle allei lo." Später hörten wir, dass eine Jugendliebe durch zu strenge Ansichten der damaligen Zeit nicht in der Ehe ihr Ziel gefunden hätte.

Die Mutter musste sie doch allein lassen, weggerufen vom Schnitter Tod. Den Vater hatte sie schon viele Jahre vorher verloren, ihm Vieles verziehen, als sich bei der Section Verwachsungen im Gehirn herausstellten.

Im Januar 1885 raffte ein Nierenleiden sie rasch hinweg. Kurz vorher sangen wir Nichten auf ihren Wunsch:

Ich hab von ferne
Herr, deinen Tron erblickt
Und hätte gerne
Mein Herz vorausgeschickt
Und hätte gern mein müdes Leben,
Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

Das Sargkissen unter ihrem Kopf enthielt alle Briefe ihrer Lieben, fein zerschnitten, wie sie es gewünscht hatte.

Ihr Tagebuch zeugte von schweren seelischen Leiden. Auf dem Grabstein stand nur der Name "Tante Julie".

Und nun steht keiner der Steine mehr, die drei Schwestern und viele der Vorfahren fanden auf dem lieben Rheinecker-Friedhof ihre Ruhestätten.

Aber der See glänzt wie immer herüber und die Berge leuchten im Abendschein.

Ewige Schönheit!

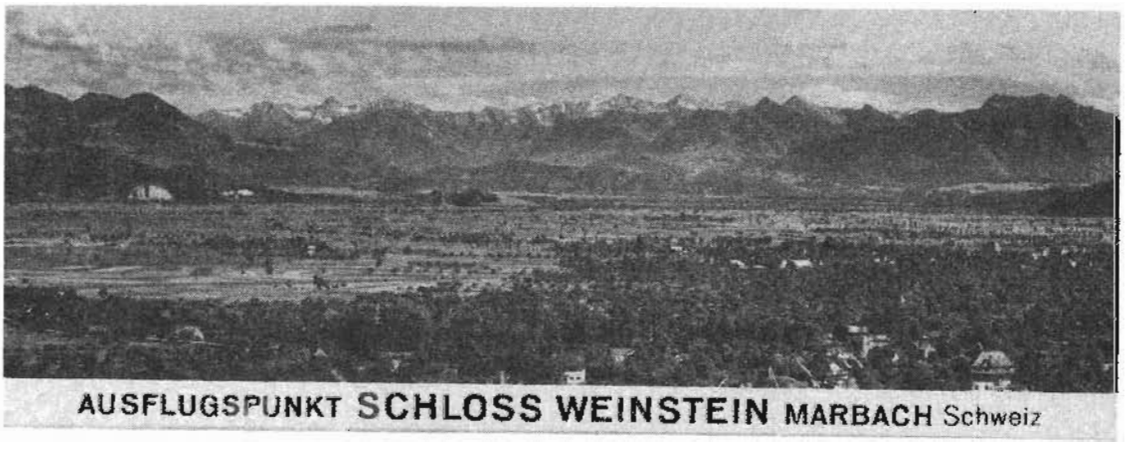


Abbildung 55 Aussicht von Schloss Weinstein



Abbildung 56 Annette Lutz-Naeff, 20-jährig

V D. DIE JUGENDJAHRE EINER URGROSSMUTTER

ANNA NETTE LUTZ-NAEFF 1803-1886

(LEBEN ALS TOCHTER UND HAUSFRAU IN DER ERSTEN HAELFTE DES 19. JAHRHUNDERTS).

Meine liebe Aelteste bittet mich: nur für meine Tochter und Enkelinnen, meine Jugendjahre zu beschreiben! Mich 78-jährige Mutter, deren Kopf voll Schwachheiten ist; mich, die auch in jungen Jahren nichts weniger als Schriftstellertalent hatte! Welche Zumutung!! Doch wer kann ihr etwas abschlagen? In meiner Schwachheit versprach ich, gelegentlich Einiges aufzuzeichnen. Nun sitze ich da und sinne und kommt mir Alles so uninteressant vor! Aber die Nachsicht meiner lieben Kinder kennend, will ich doch mein Versprechen halten.

Voraus setzen muss ich aber, dass mein armer Kopf nicht erlaubt zu studieren; nur so herschwatzen, was mir grad in den Sinn kommt. Macht Euch auf viele Fehler, Durchstreichungen, Sudeleien aller Art gefasst, denn meine Worte wieder ins Reine schreiben, dazu fehlt mir die Geduld!

Mein Erscheinen in dieser Welt machte meinen lieben Eltern grosse Sorgen, und meinem guten Onkel Doktor viel Müh und Arbeit, bis er, mit Reiben und Bürsten meiner Händchen und Füsschen, in dem "Gschirrfetzen", dem er mich verglich, einige Lebenszeichen entdeckte. Alle haben dann ihr Bestes getan, mich am Leben zu erhalten, --- es wäre ja andernfalls nicht viel verloren gegangen!

--- aber 2 Mädchen vor mir, anno 1798 und 1799 geboren, lebten nur einige Stunden. Daher die Sorgfalt! Ich war das Erste von uns 12 Kindern, das in dem kurz vorher gekauften Haus vor der Stadt (Altstätten) geboren wurde.

Nach und nach wurde ich ein gesundes, kräftiges Mädchen. Als ich 4-5 Jahre alt war, erfüllten meine lieben Eltern den Wunsch meiner Grossmama: mich ihr zu überlassen, da sie sich so einsam fühlte, seitdem die lebhafte Familie fortgezogen war. Ich genoss daher in der Obergasse viel Liebe und gute Pflege. Bald aber sollte ich wieder ausziehen. Herr J.L. Custer, von jeher ein guter Freund unserer Familie, und seiner Frau Base sehr zugetan, machte ihr den Vorschlag, in sein schönes Haus bei der Kirche zu ziehen. Er hatte an allen Jahrmärkten Geldgeschäfte und logierte sehr ungern in einem Gasthof in Altstätten. Das gütige Anerbieten, dort frei zu wohnen, mit dem Beding, ihm 2 möblierte Zimmer zu überlassen und ihr Gast sein zu dürfen an seinen Geschäftstagen, wurde gerne angenommen. Eine meiner ersten Erinnerungen ist: wie ich mein Wiegeli mit allen Puppen samt ihren Kleidchen, mit Hilfe einer kleinen Freundin, voll grosser Freude in die schöne Wohnung trug. Es waren immer lebhafte Freudentage, wenn der gütige alte Herr einzog und zwar selten, ohne was Gutes oder Zucker und Kaffee mitzubringen. Meine Grossmama war eine gutmütige, immer fröhliche, gesprächige Frau, und Herr Custer hatte Freude, sie mit seinen Witzen recht tröstlich lachen zu machen, wozu auch mein lieber Vater beitrug, der bei jedem Mittagessen ihm Gesellschaft leisten durfte.

Von meiner guten Mama kann ich mich nur erinnern: dass ich vor einer dicken Frau stand, die mir ein schönes rotes Band gab und sagte: "Das darfst du dann an Ostern zum weissen Kleidchen tragen" und später, vom Bett aus zu mir sagte: "Du darfst's Luisli auf der Schoss halten, aber ja nicht mit ihm herumgehen!" Ach Gott! an jenem Ostertag mussten wir Alle schwarze Bänder tragen! Es kamen furchtbar traurige Tage, wo wir nur weinen und jammern sahen und

hörten, ohne unser grosses Unglück in vollem Masse zu empfinden. Unsere liebe Mutter wurde uns durch den Tod entrissen, im Alter von 33 Jahren, im Wochenbett!! Ein furchtbarer Verlust, besonders für unsern armen Vater! Ich sehe ihn noch vor mir, wie er uns grössere 7-8 Kinder zusammenrief, mit uns durch den Hof in Feld und Reben ging, an deren Abhängen "Viöli", die die Mama sehr liebte, zu suchen! Dann durfte daheim jedes sein Büschelchen auf das weisse Kleid der blassen, kalten Mutter streuen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er am Beerdigungstag so erschüttert neben seinen ältern 3 Knaben in der Leidstube stand, denn auch ich durfte, an der Hand meiner Grossmama, mitgehen durch die dichtgeschlossenen, schwarzen Reihen der teilnehmenden Menschen. Die Trauer war allgemein um die beliebte, freundliche Frau, und das Mitleiden gross mit dem verlassenen Vater von 10 Kindern, deren Aeltestes erst 15 Jahre zählte. Aber der liebe Gott verliess uns nicht! gab dem armen Vater ein liebreiches, sorgendes Familienherz und mir eine zweite Mutter an meiner guten Tante Bavier, die mich bald nach der Beerdigung mit sich nach Chur nahm. Sie erzog mich wirklich wie eine eigene Tochter mit Liebe und Ernst. Es gab keine Arbeit, feine oder grobe, die ich nicht lernen musste. "Du trägst nicht schwer daran", hiess es dann. Sie wollte mich gerne an Ordnung gewöhnen, schickte mich oft ohne Licht, etwas aus meinen Schubladen zu holen. "Wenn du gute Ordnung hast, so musst du Alles im Dunkeln finden." Namentlich empfahl sie mir immer Sparsamkeit und sagte oft: "Du weisst nicht, wo du hinkommst. Sind dir die Ausgaben karg zugemessen, so fällt dir Sparen in allen Sachen nicht schwer. Kommst du in eine sorgenlose Lage, so gib's den Armen!" Kochen musste ich schon lernen, als ich kaum in die Pfanne gucken konnte. Von 10 oder 11 Uhr, von der Schule in die Küche, war mein täglicher Weg --- zum Aerger wohl unserer alten Köchin!

Mein Oncle Simme ass und trank gerne gut, darum musste man exakt sein! Er war oft ein sehr guter, aber oft auch ein sehr zorniger

Mann, der mir öfters seine Hundepeitsche nachwarf --- die er seiner Jagdhunde wegen immer in seiner Nähe hatte --- wenn ich z.B. die Salzbüchse oder sonst etwas beim Tischdecken vergessen hatte. Ich erinnere mich aber auch dankbar der guten Bröckli, die er mir von seinen selbstgeschossenen Hasenbraten auf meinen Teller legte oder einen Schluck von seinen immer feinen Weinen gab! Vetter Baptiste verkehrte wie ein Bruder mit mir, liebte und plagte mich, wie es gewöhnlich bei Allen üblich ist!

In der Schule ging es nicht sehr "streng" zu. Oft hatten wir die richtige Zeit, mit Schlitteln im Winter und mit Sandköcheln im Sommer, vergessen. Es kam auch vor, dass wir, unsere Verspätung wahrnehmend, die schönsten Würstli, Gugelhöpfli und Torten auf einem Teller mit Blüemli und Grünem verziert, dem Herrn Lehrer zum Geschenk darboten! Dann mussten Alle lachen und Er konnte nicht schmälen! Mit einer halben Stunde Schularrest was Alles wieder vergessen und verziehen. Später habe ich aber oft auch eine halbe Stunde länger schulsitzen müssen, aus Bevorzugung! Damals war es üblich, allen Schülern nach Abgang die Federn zu schneiden. Dann wurden diese aufrecht in ein Brettli gesteckt für den morgigen Gebrauch. Dieses Geschäft konnte ich, scheint's, dem Lehrer zu Dank machen, darum bat er mich, ihm zu helfen. In diesen Schulen lernte man sehr wenig gegen das, was man jetzt von 12-13-jährigen Kindern verlangt. Die 4 Spezien war Alles, was in den Rechnungs-Stunden vorkam. Keine Zinsrechnung, keine Gesellschaftsrechnung, kaum eine einfache Bruchrechnung wurde gelehrt. In der Geographie kamen wir nicht über Europa hinaus! Die liebe Tante liess mir dann aber doch Französisch, Zeichnen und Klavier-Stunden geben, eine Stunde wöchentlich. Ihre Schuld war es nicht, dass ich wissenschaftlich so wenig gebildet wurde. Ich glaube, man verlangte in Bündten damals nicht mehr von einer Frau!

Die Freude an Blumen und Gartengewächsen hat sie mir schon früh eingeprägt, indem sie mich wenigstens alle Samstag oder Freitag mit auf den "Sand" nahm, wo ich ihr helfen und in meinen Gartenbeeten Blumen und wohlriechende Pflanzen nach Lust ziehen durfte. Sie erlaubte mir dann am Abend kleine Bouquetli zu machen, die am Samstag früh eine arme Frau holte --- 1 Stück à 1 Bluzger --- und am Samstag-Wochenmarkt den Frauen vom Land für's Doppelte wieder verkaufte. Ohne diesen Schmuck und Wohlgeruch gingen sie selten zur Kirche. Aus meinem Erlös wurden Blumensamen und neue Stöckli gekauft!

Eine andere Freude hatte ich mit kleinen Kindern. Recht oft, statt mit den Meitlen herumzulaufen oder zu schwatzen, ging ich zu Bekannten, half Kindli "goomen" oder füttern! Als Tante Bäbeli Zwillinge bekam, war sie sehr froh, wenn ich ihr half, herumtragen. Und wenn ich dem Einen das Müesli geben durfte, war ich glücklich! Neben diesen waren dann noch 1-3 jährige Büebli da zum Pflegen. Manchmal erlaubte mir die Frau Tante, eines sogar über Nacht neben meinem Bett schlafen zu lassen. Auf diese Art, die sorgliche Mama zu spielen, wurde ich ganz hochmütig! Unsere Magd schlief aber neben meinem Zimmer, zur Beruhigung der rechten Mama!

Meine Frau Tante erlaubte mir später, einem Gesellschäftli beizuwohnen. Wir 6 Mädchen: 2 Salis, Buol, Jenatsch, Fischer und ich kamen jeden Sonntag zusammen bei Kaffee "ohne Umstand" und einmal abends in der Woche mit unsern Spinnrädli, wo dann eine von uns Geschichten vorlas. An diesen Abenden durfte nur Flachs gesponnen werden, wegen dem Lärm der andern Rädli. Sonst mussten wir alles lernen spinnen: Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide. Ein selbst gesponnenes halb Dutzend Sacktücher mit roten Börtchen, selbst gesponnene und gestrickte Strümpfe, seidene gewobene Handschuhe zu tragen, war dann ein Stolz und auch Freude. In Chur gabs Damen, die selbst gesponnene Seide und Wolle weben liessen und sich daraus ganz schöne Kleider machen liessen.

Die Dummheiten von uns Mädchen muss ich aber getreulich auch erwähnen. Es gibt wohl selten, auch an andern Orten, ein Mädchen-Leben ohne Schul-Liebeleien! So hatten auch wir unsere --- Anbeter kann ich nicht sagen, das wäre zu hochtrabend; aber doch unsere zart aufmerksamen Schulfreunde! Wenn wir an Festtagen in der "Quadere" Spiele machten und farbige Bänder auf den Kleidern oder im Haar trugen, so war man sicher, dass ein Bändeli von der gleichen Farbe an den Sonntagen im Knopfloch von jeder ihrem Günstling zu sehen war. Dann blieb man, wo immer möglich, dem Blau, dem Grün, dem roten Band treu.

Nach vielen Jahren redete mich in der Eisenbahn ein Bündtner an: "Ob ich nicht die ehemalige Nette Naeff sei?" Ich sagte ganz überrascht: "Ja, aber dieser Name ist längst verschollen!" "Nein, nein" sagte er, "dieser Name lebt noch immer fort im lebhaften Andenken eines Churers." Das war wahrscheinlich einer der Bändelijungen! Ob es der Zippert, der Hieronymus oder gar der Erasmus war, hab ich nicht in Erfahrung bringen können!

Inzwischen obiger Schul-Erinnerungen wurde ich immer grösser und stärker an Körper, wovon ich als Beweis noch hinzusetzte,dass ich 14-jähriges Mädchen von einem Commis, im Geschäft Simon und J.Baptist, zu einem Ball eingeladen wurde! Was wohlweislich meine Frau Tante nicht erlaubte!

Meine Ferientage in Chur habe ich immer sehr angenehm verlebt! Dank sei's dem guten, alten Herrn von Salis und seiner Frau, den Eltern von meiner Freundin "Anedeteli". Jedes Jahr durfte ich mit ihnen die Reise ins Rheintal machen. Ich blieb dann auf dem Schäflisberg, bis mein Vater Zeit hatte, mich abzuholen. Nach 4 Wochen begleitete er mich wieder dahin und die Reise ging auf die gleiche Art wieder zurück nach Chur.. Ich sage Reise! --- denn wir mussten damals 2 Mal auf dieser jetzt so kurzen Strecke übernachten!! Der alte Herr wollte eben bequem reisen. Am Abend ging man mit Sack

und Pack nur den Berg hinunter und übernachtete in St. Margrethen. Am Morgen, nicht zu früh, wurde ein Dreispänner bepackt: mit Koffern, Schachteln, 5 Insassen und der Magd neben dem Kutscher auf dem Bock. Alle paar Stunden musste Halt gemacht werden, wegen den Pferden (hiess es). Abends endlich kam man dann in Götzis oder Balzers ermüdet (!) an, schlief gut ein, unser 7 Personen! Am zweiten Nachmittag langte man erst in Chur an, ehe die Dämmerung einbrach. Bei Nacht wollte der vorsichtige Papa nicht reisen.

Trotz meinem 6 jährigen Aufenthalt in Chur habe ich's Bündtnerland nicht so kennen gelernt, wie ich es wünschte. Mayenfeld, Reichenau und Grüsch, wo ich kleine Freundinnen hatte; weiter ging mein Reisen nicht. Schulspaziergänge waren noch nicht Mode! Doch! Einmal durfte ich meine Tante nach Pfäfers begleiten. Damals von der Landquart weg alles zu Fuss. Den beschwerlichen Weg über Valens bis ins Bad, wo mir alles so dunkel und schmutzig vorkam, keine Anlagen zum Spazieren Lust machten. Das Einzige, was mich freute, war: dass wir selbst im Zimmer Kaffee und Thee kochen mussten, zu dem wir mit Figaschebitte und Biscottin von Chur reichlich beschenkt wurden. Zur Unterhaltung sah man zu, wie alles zur Wirtschaft Nötige mit dem Flaschenzug hin und her spediert wurde, was nicht die Saumrosse bringen konnten! Wie anders jetzt! seitdem die St. Galler-Regierung das segenreiche Bad übernommen hat, seitdem sie durch Oncle Adolf einen Fahrweg durch die Schlucht erstellen liess, (seine erste wichtige Arbeit) und seitdem die innere Einrichtung, das vernachlässigte Badgebäude, dem Oncle Wilhelm übertragen wurde!! Lacht nicht über mein Hochmütli, dass ich so brauchbare Brüder hatte. Man darf sich über alles Gute freuen in dieser Welt.

Nun aber wieder zurück zu meiner Jugendbeschreibung. Nach meinem 14. Jahr holte mich mein lieber Vater wieder heim, im Herbst 1817 zur weiteren Ausbildung. Den Winter über sollte ich noch Französ-

sisch besser lernen, mich im Rechnen und Geographie und Klavier-Spiel üben. Diese Stunden, nur drei in der Woche ausser der Musik, waren aber greulich langweilig! An Zeit fehlte es mir nicht! Ein wenig flicken, stricken, nähen an meiner Pensions-Aussteuer bei der Grossmama füllten meine Tagesstunden aus. Am Abend lesen, was mir grad in die Hände kam, ohne Aufsicht! Freundinnen hatte ich keine in Altstätten. Wurde es mir zu langweilig, so machte ich im Geheimen Puppen-Kleidchen für meine Schwesterli. Bei warmem Wetter sass ich oft im obersten Giebel des Hauses und schneiderte, was niemand wissen durfte als Vreneli. Das gab dann gelegentlich ein überraschendes Geschenk für die Mädchen.

Nach Ostern wurde dann aber Anstalten gemacht, mich in die "Fremde" zu schicken. Der alte Herr Creux hatte schon längst einige junge Herren in Pension, wo Bruder Anton sich 1 Jahr in der französischen Sprache vervollkommnete, ihm folgte dann Bruder Wilhelm. Der Sohn von diesem Herrn Creux war ein Jugendfreund von meinem lieben Vater, war Landwirt, besass ein grosses Gut, war verheiratet und hatte 3 Söhne und 3 Töchter. Um letztere gut erziehen zu können, entschloss er sich zu einer Gouvernante und wünschte noch einige Pensionnaires aus der deutschen Schweiz. Mein Vater, der die ganze Familie kannte, liess mich dann gern die Erste davon sein. Es folgten aber bald noch 2 Bernerinnen. Der jüngere Herr Custer im Löwenhof machte mit seinen Frauen im Frühling eine Reise nach Genf. Er machte meinem Vater den Vorschlag, mich bis Lausanne mitzunehmen, was er gerne annahm. Ich reiste also sehr bequem in seinem schönen Zweispänner in angenehmer Gesellschaft. In Murten (?) hatte ich die Freude, von Bruder Wilhelm begrüsst zu werden, der zu Fuss, mit Herrn Creux (Benjamin) uns bis dort entgegenkam! Dieser begleitete ihn wohl nur aus Wunder: ob die Schwester dieser netten Brüder schon auf den ersten Blick eine interessante Zukunft verspreche?" Schon unbekannterweise gedachte er meiner sehr freundlich, indem er mir oft, durch meine Brüder, selbstgeschriebene, zierliche Musikbüchlein zukommen liess.

In Lausanne angekommen, wurde ich sogleich von Herrn Creux und seiner ältesten Tochter Lucie in Empfang genommen. Ich wanderte mit schwerem Herzen zwischen diesen mir unbekannten Personen der Bourdonette, 3/4 Stunden entfernt, zu. Der Papa sprach notdürftig etwas Deutsch, sonst niemand von der Familie. Ich selbst konnte noch keinen französischen Satz "z'weg bringen"! Mein gütiger Bruder kam in den ersten Tagen jeden Morgen oder Abend, mir zum Trost und uns als Dolmetsch zu dienen. Das Leben in dieser Familie war übrigens sehr angenehm. Der Vater gab Stunden im Französischen, Rechnen, Geographie, hauptsächlich im Kopfrechnen: dieses brauche ein Frauenzimmer am nötigsten. Die älteste Tochter in Handarbeiten.

Die Mutter war eine feine, zarte, fromme Dame. Sie suchte namentlich den Charakter zu bilden. Zu diesem Zweck mussten wir uns jeden Abend in ihrem Zimmer versammeln, wo dann gebetet und nachher zusammen oder einzeln über Fehler, die sie den Tag über gewahrt oder man ihr hinterbracht hatte, gesprochen, gewarnt und belehrt wurde. Im Herbst zog sie einmal ein Strumpfband hervor: "Wem gehört dieses Band?" es wurde im Weinberg gefunden!" Die Schuldige errötete sogleich, bekam einen scharfen Verweis und wir Alle die ernste Mahnung: uns nie am Eigentum eines andern zu vergreifen! So gings jeden Abend, bald ernst, bald lieb. Sie hatte die Eigenheit, von früh bis spät einen gebückten Strohhut (im Winter einen Seidenhut) zu tragen, was besonders bei Tisch komisch aussah.

Die 2. Tochter Nancy gab den Anfängern Klavierstunden, später kam ein Lehrer aus der Stadt und auch ein Anderer für Zeichnen und Malen. Die 3. Tochter Lise, gleich alt wie ich, ein natürliches, heiteres Mädchen (g'scheidt waren alle 3) war mir und Wilhelm die Liebste. Sie nahm mich mit, wenn sie die Milch zum Butterabnehmen, die frischen Nüsse, in eine Kammer schuhhoch aufgeschüttet, umrühren oder einen "gateau" fabrizieren musste. Madame Creux erlaubte mir gerne zuweilen eine Bündtnerspeise zu machen, was ihr und den jungen Leuten sehr schmeckte. Alles Brot wurde in der

Bourdonette selbst gebacken. Da hiess es oft, Altbackenes zu essen, besonders wenn man mittags sein Zugeschnittenes nicht aufass und es am andern Tag in der Serviette fand! Herr Creux hatte ein grosses Stück Wiese, nur mit Nussbäumen bepflanzt, daher diese Menge von Nüssen. Dazu eine grosse Landwirtschaft, viel Knechte, 3-4 Mägde und die nötigen Pferde und Vieh.

Nach Lausanne wurden wir oft eingeladen. Dann gingen gewöhnlich eine Tochter und zwei Pensionnaires oder umgekehrt. Das waren ganze gemütliche soirées dansantes, einfach in toilettes und Aufwart. Die Herren-Pension war gewöhnlich auch dabei. Meine Freude wurde aber oft gestört durch das mir lästige "Hofmachen" des Herrn Benjamin. Wenn ich gerne mit Andern getanzt, mich unterhalten hätte, war er meist der Erste mit Engagieren. In der Geisterstunde mussten wir dann wieder zur Bourdonette wandern, begleitet von Wilhelm und Benjamin. (Heutzutags sind die jungen Herren zu bequem dazu). Auf der Höhe von unserm Wohnort trennten wir uns mit Dank. Während wir zu Bett gingen, flöteten die beiden Musikliebhaber uns noch eine Schlafweise, so schön und schmelzend, wie man sich's nur denken kann. Mein sprödes Herz schmolz aber nicht, und das gekränkte Herz meines Begleiters fand, nach solchen Vergnügungen, keine Ruhe. Bruder Wilhelm* klagte oft, dass er in solchen Nächten wegen Seufzen und Stöhnen nicht schlafen könne. Sie waren Schlafkameraden. Der arme, sentimentale Jüngling dauerte mich aber dennoch oft. Er hat nun aber schon längst Ruhe gefunden im Grab! Er studierte Theologie, war dann einige Zeit Pfarrer in England. Zu meinem Trost hat man mir einst gesagt, dass später eine Gouvernante in der Bourdonette meine Stelle in seinem, zu warmblütigen Herzen, eingenommen hätte!

Die Herren-Pension beim alten Herrn Creux durfte jeden Sonntag in die Bourdonette zum "goûter" kommen oder mit uns nach Renans, wo auch ein Geschwisterpaar unsere Freunde und Freundinnen waren. Da wurden Spiele gemacht, getanzt und gesungen, sodass auch die

* Der spätere Bundesrat Naeff

Sonntage angenehm vergingen. Wilhelm Kubli und Fritz Lutz kamen aber nicht jeden Sonntag, liebten den Tanz nicht.

In die deutsche Kirche begleitete mich immer einer unserer Pensionnaires. Später, in der französischen, erbaute ich mich nie! Sie kam mir immer vor wie ein Schauplatz der Mode, so bunt in Farben sah es dort aus. Die deutschen Predigten hielt ein Herr Pfarrer Fels von St. Gallen. Bei dem wurde ich auch auf Ostern confirmiert. Sein Aussehen, wie man den Apostel Paulus malt, war sehr gewinnend. Er lud mich oft zum Mittagessen ein, wo denn auch seine Frau und Tochter Sophie sehr freundlich waren. Der Religions-Unterricht, an dem immer auch eine schon confirmierte Tochter von Bern teilnahm, war nicht sehr durchdringend. Zwei Morgen wanderten wir zur Stadt, lernten Bibelsprüche auf dem weiten Weg. Unsere Einkehr, auch bei Commissionen, war immer bei den Grosseltern Creux, wie wenn wir zu Hause wären. Für's Wissenschaftliche gingen also wieder 2 Tage in der Woche verloren. Die Abwechslung war uns Mädchen aber sehr angenehm.

Meine Confirmation selbst wurde ziemlich lau ausgeführt, aus lauter Rücksichten! Herr Pfarrer fand: als einziges Herrenkind (!) sollte ich an meinem gewohnten Ort sitzen mit meinen 2 Begleiterinnen, nicht bei den Schneider- und Schuhmachers-Kindern! Es ärgerte mich nachher oft, dass ich nicht, wie die andern Christenkinder antworten, und mein Gelübde wie sie ablegen durfte. Mein Name wurde wohl an der Spitze der Andern abgelesen, ich habe Alles in der Stille mitfühlen, mitgeloben müssen! In seinem Studierzimmer hat er wohl ernstlich mit mir gesprochen. mir das Gelübde abgenommen, aber in einer Kirche ist's doch feierlicher, zusammengehöriger, möcht ich sagen. Auf den früheren Kirchgängen habe ich Tante Nanette* kennen gelernt. Sie war in einem Privathause, hat

* Nanette Naeff-Rordorf

aber unsere Eltern sehr gebeten, ihr in unserer Pension einen Platz zu verschaffen. Sie begleitete mich zur ersten Communion. Wie sehr fehlte mir in diesem Jahr meine liebe Mama. Wenn die andern Töchter liebreich warnende oder gute Räte erteilende Briefe von ihren Müttern erhielten, oder ich auf dem Hügel (la côte) über dem schönen, grossen See zum blauen Himmel hinaufschaute, so fühlte ich mich so verlassen! Mein lieber Vater tat gewiss immer sein Möglichstes, er sorgte ja immer so gut für uns, aber eine Mutter ist schwer zu ersetzen. Meine Grossmama war seelengut, aber alt und nicht schreibselig.

Nun war ich also eine erwachsene Tochter! Auf dem ersten grösseren Spaziergang, abends beim Heimbegleiten, sagte mir zitternd der arme Benjamin: ich hätte wohl fühlen müssen, dass sein Herz mir schon lange gehöre, aber jetzt biete er mir auch seine Hand an, mit Bewilligung seiner Eltern! Da war das Zittern an mir! Ich sagte aber schnell, um der peinlichen Lage ein Ende zu machen: ich sei noch zu jung für solch ernsthaften Entschluss:, vor dem 20. Jahr denke ich nicht daran, mich zu verloben! Bald nachher sei mein Vater zur Grossmama gekommen, habe ihr gesagt: "Es ist Zeit, die Nette heimzuholen, in 8 Tagen reise ich nach Lausanne." Er zeigte ihr dann einen Brief vom alten Herrn Creux, worin er seine Freude bezeugt über die ernste Neigung seines Sohnes zur --- Anna! Wie er und seine Familie sich freue, das Band der Freundschaft noch enger zu knüpfen, u.s.w. Umgehend kam dann ein Brief von meinem lieben Vater, ich solle mich bereit machen, nach 8 Tagen mit Wilhelm heimzureisen. Er selbst hole uns ab und bringe als Ersatz für mich Ursule Bänziger, damals noch Kuhn, mit.

Es fiel mir schwer, nicht einmal das Jahr vollends in der Pension bleiben zu dürfen. Ich kam mir noch so unwissend vor, und sollte schon helfen, meine Geschwister erziehen! Ich kann wohl auch sagen: Mein Wissen und Können war und blieb Stückwerk! Ueberall



Abbildung 57 Annette Lutz-Naeff
als Hausfrau und Mutter

angefangen und nichts durchgeführt! Damals hielt man es fast für eine Schande: aus der Pension zurück, noch Stunden zu nehmen. Nachdem der Abschied vorüber, alle traurigen Gesichter vergessen waren, ging unsere Heimreise sehr vergnügt vorwärts. Mein Vater brachte sein eigenes Gefährt mit. Die 4. Person war ein Fräulein Zilly, die, von St. Gallen aus, ihm zur Rückkehr, auch aus einer Pension, empfohlen wurde. Vater und Bruder wechselten ab bei der Führung unserer beiden "Kohli". Ich kutschierte selbst gerne. So freute es mich noch lange, meine schlafenden Reisegefährten bei den ersten Häusern Aaraus geweckt zu haben! Weil ich keinen Gasthof kannte, musste ich anhalten!

Mein Leben im väterlichen Hause war sehr angenehm. Die gute Grossmama* mischte sich nicht viel in meine Geschäfte, war froh, wenn ich zu ihr kam zu erzählen, gab mir auch manchen guten Rat, nur wenn ich sie darum bat! Mein lieber Vater war stets gut gelaunt, die Brüder immer lustig, die Schwestern noch zu jung, um sich nicht gerne von mir leiten zu lassen. Das brave Vrenele, Hausangestellte, legte mir nichts in den Weg, was viel heissen will, nach so langer Zeit des Alleinherrschens. Vor der Tante Doktorin hatte ich grossen Respekt, eine gescheidte, aber etwas strenge Frau. Den Oncle Doktor freute es sehr, Freude an Garten und Blumen an mir zu entdecken. Er brachte mir oft Pflanzen-Schössli, von seltenen Blumen und gab mir gute Räte, den Garten betreffend. Ich konnte daher nicht sagen, aller Anfang ist schwer!

Im Institut Schneider waren oft Knaben von unsern Bekannten in Pension. Jeden Donnerstag durfte dann einer oder zwei bei uns das Mittagessen einnehmen. Es wurde mir vom Vater erlaubt, jedesmal "etwas Guts" zum Dessert zu machen. Kochen und Teigen war immer meine Liebhaberei. Nachmittags ging es dann lebhaft zu und wurde

* Naeff-Schachtler

mancher Spass getrieben. Z.B. sollten Bruder August und Remi Sauerländer, Verwandter von Custer, mir helfen, ein Seil spannen und Wäsche aufhängen. Während ich es fest an den Pfahl knüpfte, gab einer dem andern einen Wink. Mit Blitzeseile um mich herumtanzend, banden sie mich selbst fest. Mit Bitten und Drohen wurde ich endlich lachend erlöst. Angenehme Unterhaltung gewährten uns später Einladungen für einige Tage: nach Grünenstein und nach Rheineck. Das waren dann herrliche Tage bei dem alten "Leuehofler" und seiner noch ältern Gattin, die vor Schwäche der Kopfnerven, ihn immer schütteln musste! Geschwärmt habe ich auch, wie alle jungen Töchter, besonders in dem damals idyllischen Grünenstein! Die Honoratioren von Rheineck und Altstätten kamen damals viel öfter zusammen als jetzt. In Berneck, Weinstein und auf Bällen, da und dort. Und so wurde auch meine Wenigkeit bei Jung und Alt bekannt und über Verdienst beliebt. Wenigstens war Frau Friederike Custer eine eifrige Gönnerin von mir. Sie suchte so viel es anging, (oder auch nicht anging) mich mit ihrem lieben Vetter Conrad bekannt zu machen.

Als Herr J.L. Custer Witwer wurde, luden mich die Damen im untern Stock je für einige Tage ein. Dort lernte ich eine Helene Wirth von Nürnberg kennen, ein sehr liebenswürdiges, gescheidtes Fräulein. Obwohl ziemlich älter als ich, wurde sie mir doch eine Art Freundin. Ich durfte sie auch zuweilen nach Altstätten einladen. Euer lieber Vater besuchte auch oft meinen Bruder Carl, wenn er daheim auf Besuch war. So verging Sommer und Winter! Ich hatte in jener Zeit viel zu denken und zu sorgen, war nicht immer heiter, sodass mein Vater einst sagte: "Nette, du darfst nicht schwermütig werden!" Mir fehlte halt die Mutter! Der guten Tante konnte ich nicht alle meine Gedanken schreiben! Wieder im Sommer, als ich eben einsam in der obern Stube Vorhänge aufsteckte, kam mein lieber Vater mit einem offenen Brief: "Lies das und denke ruhig nach!" Der Brief war von Herrn Regierungsrat Messmer, seinem

besten Freunde, worin er ihm die Wünsche seines geliebten Neffen (Conrad Lutz) offenbarte, den er warm seinem Wohlwollen empfahl, mit der Bitte, ihm zu erlauben, persönlich seinen Herzenswunsch vorbringen zu dürfen. Mein Vater kam dann wieder und sagte: "Der junge Mann geniesse des besten Rufes, seine Familie sei ihm längst befreundet und sehr geachtet, es pressiere jetzt nicht, ich sei noch jung! Ein gleicher Antrag von einem jungen Mann, (Appenzellerbürger) den er befürchten müsse, wäre ihm unangenehm. Ich habe 8 Tage Bedenkzeit verlangt, überleg nun Alles!" Ich erschien mir auf einmal 10 Jahre älter, fühlte mich so verlassen. Die zu gute Grossmama war immer meiner Meinung, die Tante Doktorin vielverlangend, den Jungfern Basen war alles Heiraten zuwider! So konnte ich mit niemand vertrauensvoll die wichtige Sache besprechen. Fräulein Wirth war in diesen Tagen wieder unser Gast, wir spazierten oft allein, da schmolz mein verschlossenes Wesen. Sie kannte die Familie Lutz sehr genau, verehrte die vortreffliche Mutter,rühmte sehr das solide Leben ihres Sohnes, seinen guten Charakter und wie beliebt er, als heiterer Gesellschafter, überall sei. Nach und nach, seine warme Liebe zu mir wohl fühlend, gewann er mein Herz. Doch wie sehr fehlte mir wieder die ratende, liebende Mutter!

Statt nach 8 Tagen erschien der feurige Liebhaber schon am 4., als ich eben ein Zaineli voll Strümpfe flicken wollte. Ich erschrak furchtbar, wurde blass, musste ihn einige Zeit allein lassen, um mich zu sammeln. Was gesprochen wurde, als ich wieder eintrat, wusste ich kaum vor Aufregung, fühlte aber seine innige Liebe! Er führte mich zum Vater und ein glückliches Brautpaar verliess die Schreibstube! --- Was zu meinem Glück viel beitrug war, unsere Brautschaft dauerte volle 5/4 Jahre, weil mein zukünftiger Schwiegervater sich in seinem Haus eine Wohnung im obern Stock herrichten liess, und mein Vater fand, ich dürfe schon noch etwas älter werden. So lange Braut sein, möchte ich aber keiner Tochter wünschen oder raten.

Ihr Lieben wollt auch etwas von unserer Hochzeit, der Reise und den ersten Jahren der Ehe wissen! Viel habe ich nie davon gesprochen, erstere waren aber wirklich interessant und oft "gfehlt", so dass Abergläubige kein Glück prophezeit hätten! Am Abend vor dem Hochzeitstag hatte ich noch kein Hochzeitskleid und keinen Brautkranz. Ersteres liess mir Netti Rordorf in Zürich machen, von sehr schönem schwarzen Seidenstoff, von Mailand, den mir euer Vater schenkte. Das Kleid kam einen Tag zu spät! Eine gute (?) Freundin von Chur bat mich, sie den Brautkranz mir geben zu lassen. Dieser kam auch nicht! Ob mir mein Schwesterli oder die Jungfer Basen einige Rosen ins Haar steckten, weiss ich nicht mehr. Mein altes, seidenes Kleid wäre schön genug, tröstete mich mein Bräutigam! So wars auch! Er wollte keine Zuschauer, bestellte Alles auf 6 Uhr morgens, so geheim wie möglich: den 14. Oktober 1822, in Altstätten. Dem Publikum sagte man, die Trauung sei um 7 Uhr! Herr Pfarrer Bänziger traute uns und hielt eine sehr schöne, rührende Rede, meiner lieben Mutter sel. gedenkend! Der kleine Zug bestand aus meinen Schwiegereltern, Grossmama und Vater, den zwei Basen Naeff und meinen Geschwistern. Die obere Stube war aber doch recht festlich geschmückt mit einigen Gedichten und Aussteuern unter Blumen! Man blieb einige Stunden fröhlich beisammen!

Dann wurden Anstalten zur 14-tägigen Abwesenheit gemacht. Damals war's üblich, eine der Mütter oder eine Tante oder Schwester als Begleiterin einzuladen. Wir wählten Schwester Wilhelmine. Schwester Caroline war eben in Lausanne. Bald stand Vaters Chaise mit Vaters Kohli und Conrads Braunem bespannt, von unserm Knecht geführt, vor dem Haus. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von meinem Vater, (ob ich ihn nicht hätte verlassen sollen?) von all den lieben Meinen. Wie langsam reiste man in jener Zeit! Weder Herr noch Knecht kannten den Weg, dem See nach! Unser Ziel für den ersten Tag war Tettnang. Doch auf die Bemerkung des Knechtes "Jakob", als es schon dunkel wurde: "So viel ich sehe, ist der Weg

so schmal!" entdeckte Conrad, dass wir von der Landstrasse abgekommen waren. Bei einem hellen Wegweiser hielt man an. Mittels Funken, die der Knecht mit Feuerstein und Stahl schlug, konnte der Herr lesen: "Nach Oberdorf" in stockdunkler Nacht! Nach vorsichtiger Fahrt kamen endlich Häuser. Auf die Anfrage des besten Gasthofs' (!) hiess es: "Es ist keiner da, nur dort ein Wirtshaus!" Die Lust verging uns, weiter zu reisen, und so wurde Halt gemacht. Wir traten in eine reinliche, aber richtige Bauernstube! Auf Conrads Bestellung eines Nachtessens, was sie grad im Haus hätten, hiess es: "es ist nichts da, als ein Täubchen, Käse und Brot; Niemand mehr in der Metzge! Die Männer lachten, wir aber seufzten! Ein Glas guter Landwein schloss die Mahlzeit. Uns wies man dann einen grossen Saal mit langen Tafeln und Bänken an, wo bei Bauernhochzeiten getanzt wurde. Für Schwesterli Wilhelmine war nur eine Kammer neben uns, wo in einer Ecke frische Mostäpfel gelagert waren, oder ein Dachkämmerli zu haben! Sie schlief aber gut und stand ohne Kopfweh wieder auf! Nach einem guten Kaffee gings langsam wieder vorwärts, über Tettnang, Schaffhausen nach Zürich; ohne Abenteuer, ohne Seufzer, denn Speis und Trank und Logement waren comme il faut! Mit eigenem "Gfährt" und Kutscher herumreisen, sich die schöne Natur ungeniert betrachten zu können, ist wirklich angenehm. In Zürich entschuldigte sich meine Freundin natürlich furchtbar. Sie habe das Hochzeitskleid so schön machen lassen! Ich beruhigte sie aber, indem ich ihr versprach, es bei meinen Antritts-Besuchen von meinen Bekannten bewundern zu lassen. Nach wenigen Tagen Aufenthalt fuhren wir nach Mollis, von Herrn Doktor Zwycki eingeladen. Von dort wollten wir über den Wallenstädter See nach Chur fahren. Aber meine Freude, der lieben Tante und meinen Bekannten meines lieben Mannes Bekanntschaft machen zu lassen, wurde wieder vereitelt! Das Wetter war so stürmisch, dass man die damals einzig mögliche Fahrt auf dem See, mit Segelschiff, nicht wagen durfte! Nach drei Tagen entschloss man sich, übers Toggenburg geradewegs heimzureisen! sehr ungern!



Abbildung 58 Annette Lutz-Naeff 1884
als Urgrossmutter

Ganz unerwartet kamen wir nachts um 12 Uhr in Altstätten an und wollten niemand im ersten Schlaf stören. Unser Knecht wusste den Stall ohne Lärm aufzumachen. Durch das Treppeli und die Küche schlich das neue Ehepaar ins Gast- und unser Schwesterli in ihr Schlaf-Zimmer!! Also ohne Sang und Klang, ohne Blumen und Grünes, nur mit erstaunten Gesichtern, wurden die so oft getäuschten Reisenden beim Morgenkaffee begrüsst, ausgefragt und bedauert! Es wurde mir dann wohl eine grössere Reise nach Mailand versprochen, aber in den 48 Jahren unseres Zusammenlebens war die Erfüllung nie möglich!

Es war just "Botentag", und so wurde schnell der Frau Mutter unsere Ankunft in Rheineck auf den Abend angesagt. Im Rheintal war in jener Zeit noch kein Postwagen, geschweige Eisenbahn-Verkehr eingeführt! Wöchentlich zweimal trug eine Frau die Briefe zu Fuss hin und her. Das kommt mir jetzt selbst fast wie eine Lüge vor! Aber es muss doch wahr sein, denn nach vielen Jahren, sagte mir eine alte Frau: "Ja, ja! Euch habe ich vor Zeiten viel Liebesbriefli hin und hergetragen!" Alle Donnerstag wurden grössere Pakete, Kisten und Fässer per Leiterwagen spediert. Da hiess es, eigenes Gefährt zu haben, oder auf Schuhmachers Rappen zu reisen!

Nun fing ich mit grosser Freude meine eigene Haushaltung an! Recht heimelig war es mir, den Bruder Carl bei uns im Logis haben zu dürfen. Natürlich bestand mein erstes Mittagessen aus Wurst und Erdäpfelsalat, dem Lieblingsessen des Hausherrn! Meine gütige Frau Mutter stellte mir, nebst Anderem, zwei Krüge in den Kasten mit Ess- und Lampenöl. Aber, o weh! ich ergriff im heiligen Eifer den letzteren und mein Salat war mit wenigen Tropfen total verdorben! Die strudlige Hausfrau schämte sich, hatte aber nichts schnell genug bei der Hand, als einige übergebliebenen Erdäpfel! (Ein Essig- und Oelständer kam erst mit den Aussteuern).

Am andern Tag läutete es alle Augenblicke! Aussteuern kamen von rechts und links. Der lustige Student wich nicht aus unserer Stube, er hatte vielleicht mehr Freude mit all den schönen Sachen, als ich selbst.

Später wurden Antritts- und Dankvisiten gemacht, im Brautkleid, wie ich's meiner Freundin Netti versprochen hatte. Meine Schwiegermutter sah gerne, wenn ich mich hübsch kleidete. Ich musste mich ihr fast vor jeder späteren Gesellschaft noch zeigen.

Ueberhaupt freute sie die junge Haushaltung. Sie sass oft abends bei uns und hörte unserem Klavier- und Flötenspiel zu. Diese Abende wurden aber leider immer seltener. Es hiess, man dürfe seine Freunde nicht vernachlässigen, der Politik nicht fern bleiben.

Dann kamen Kinder und mein Mutterherz fand beste Nahrung.Nach und nach gab es immer mehr zu sorgen und zu tun im Haus und auf dem Hof, was mir aber nie zu viel wurde. Oft kränkliche Kinder erschwerten mein Hauswesen und betrübten mein Herz. Ich war daher Conrad sehr dankbar, dass er mir gerne erlaubte, Brüder oder Schwestern zu Besuch einzuladen. Erstere unterhielten ihn und uns gut mit ihren Spässen und Gesprächen. Letztere halfen mir gerne in der Haushaltung und besuchten nebenher unsere Gesellschaften und das damals lebhaft besuchte Casino. Ein Gespräch, das ich dort einst zufällig zum Teil erlauschte, muss ich euch doch auch noch erzählen, umsomehr, weil ihr früher auch schon die Frage hingeworfen habt: "Wie mag wohl die Mutter als jung ausgesehen haben?"

An einem Sonntag sassen einst Tante Wilhelmine und ich am gleichen Boston-Tisch im Casino mit eurem Vater und Onkel. Gegenüber an einem Tischchen schwatzten mehr, als spielten --- (warum soll ich den Namen nicht nennen dürfen?) --- Herr Krauss, mit zwei Herren von Trogen. Sie disputierten, scheint's, über das Aeussere von uns zwei Schwestern! Endlich geriet mein Herr Krauss zu sehr in Eifer und sagte lauter, als nötig: "Schöner? --- mag sein!

aber anmutiger (mit einer Handbewegung gegen mich) oh, viel!!"
Nun wisst ihr, wie ich ausgesehen habe! Maler schmeicheln gewöhnlich, selbst sagt man zu viel oder zu wenig. Drum glaubt gerne dem obigen Freund, denkt aber dabei: Der öftere Unmut hat, scheint's, die Anmut ganz verdrängt!

Nun habe ich aber viel mehr geschrieben, als ich euch hätte erzählen können. Erlasst aber meinen schwachen Augen das Durchlesen. Ich kam wirklich so "in Zug", dass ich nicht nachdenken musste. Wie meine Aelteste voraus dachte, hat dies Geschäft mir wenig Mühe gemacht, (meinen Kopf mit Studieren nicht angestrengt, wie ersichtlich). Vielmehr hat es mich, bald freudig, bald wehmütig unterhalten, das Erlebte noch einmal durchzudenken und durchzufühlen.

Im Dezember 1881 geendet.

V E. DAS GROSSELTERNHAUS IN RHEINECK

DES CONRAD LUTZ-NAEFF

ERZAEHLT VON CLARA WILD-GSELL, SEINER ENKELIN

Mitten in der einzigen, langen Gasse des kleinen Städtchens am Rhein stehst du heute noch, du vielgeliebtes Grosselternhaus. Wie anders schaust du aus als vor Jahrzehnten, da eine frohe Kinderschar darin aus- und einging und doch wieder, wie gleich bist du geblieben. Noch gucken die beiden Erker fröhlich in die Welt, der eine voll blühender Blumen, noch blitzen die kleinen Fensterscheiben im Sonnenlicht; aber die schwere, eichene Haustüre mit dem alten Eisengitter ist verschwunden, der Eingang ist auf die Seitenfront verlegt worden, und breite Rundbogenfenster haben die kleinen, vergitterten, geheimnissvollen Löcher zur Seite des Haustores verdrängt. Es ist nicht mehr das altväterische, in seiner Einfachheit und Ruhe so wohltuende Familienhaus von ehedem:, einige Mietspartien bewohnen die obern Räume, unten hat sich die eidgenössische Post einquartiert, im Hintergebäude zeugt eine Buchdruckerei von der Tatkraft des jetzigen Besitzers. Wohin ist aber die Poesie des alten Gartens mit seinen Buchsbaumhecken, den altmodischen Blumenrabatten, den über die graue Mauer hängenden Bäumen entschwunden? Sie lebt in uns Kindern und Enkeln und mit ihr die Erinnerung an all die frohen Ferienzeiten, die wir in dem geliebten Grosselternhaus verlebten.

Schon der Eingang durch das Stadttor versetzte uns Grossstadtkinder in eine andere Welt, sowie der Ton der Glocke,der durch den hohen Hausflur so feierlich ertönte, während wir vor dem Haustore mit der glänzenden Messingklinke erwartungsvoll verharrten. Das liebe Gesicht des alten Grossmütterchens, das so freundlich zum "Läufterli" des Erkers herausblickte, liess uns alle Feierlichkeit vergessen, und jubelnd stürzten wir die breite, steinerne Treppe hinauf, vorbei an der alten Wage, auf der zur Osterzeit die Kinder und Kindeskinder genau auf ihr Gewicht geschätzt wurden, jedes Jahr mit der gleichen Lust und Wonne. Die vergitterten Kellerfenster flössten uns immer einiges Unbehagen ein, hiess es doch, dass in dem alten Hause vor Zeiten die Gefangenen sich in Untersuchungshaft befanden, bis sie vor den Landesstatthalter, der hier residierte, geführt wurden. Ein hohes, abgeschlossenes Gewölbe auf der andern Seite suchten wir bedeutend lieber auf, da wir hofften, in den Rosinen- und Kastaniensäcken aus Grossvaters en gros Handel ein Loch zu entdecken, das uns gestattete, zu ihrem süssen Inhalt zu gelangen. Unser grösstes Glück war aber eine alte, ausgediente Kalesche, die hier ihre Ruhetage verbrachte. Welch köstliche Reisen in aller Herren Länder, welche Abenteuer verlebten wir in dem alten Vehikel; kein reisender Fürst hätte glücklicher sein können, als wir in dem dunklen Lederkasten oder auf dem luftigen Kutschersitze. Wir verführten keinen üblen Lärm, aber die etwas taube Grossmutter liess unsere Jugendlust austoben, und die sonst sehr gestrenge, im Grund aber herzensgute Tante, freute sich mit uns über alle Reiseerlebnisse.

In den Wohnräumen musste man sich bedeutend gesitteter aufführen. Noch sehe ich den blanken Tisch vor mir, den wir Jüngsten jeden Samstag mit Kork, Wachs und einem Tuchlappen bearbeiten mussten, wie auch die grossen Kreuze aus Hartholz, die den tannenen Boden der grossen Visitenstube verzierten. Da rutschten wir mit Wonne herum und überboten uns mit unsern Leistungen, --- Der grünum-

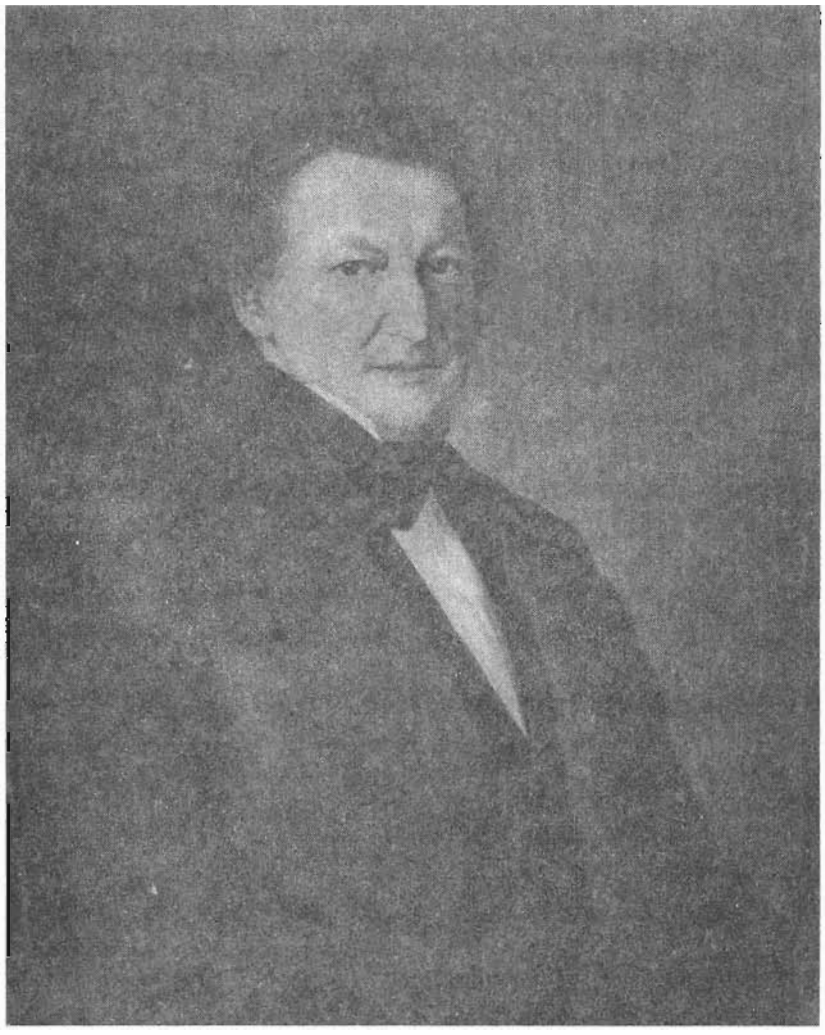


Abbildung 59 Konrad Lutz-Naeff, Rheineck

wachsene Erker mit Grossvaters Bild und dem behaglichen, grünen Kanapee war die richtige Stätte des Friedens. Wenn abends die Betglocken läuteten,forderte ein Wort der geliebten Tante uns zur innern Einkehr auf. Wir übermütigen Mädels hatten keine Ahnung, wie man eine solche Einkehr besorge, hörten aber still dem Läuten zu, um nachher umso ausgelassener herumzutollen. Die Poesie und Weihe des Augenblicks ist uns aber geblieben. Wie manche Lieder haben wir an diesem Plätzlein gesungen, wie viele Rätsel gelöst, welch blühenden Unsinn geschwatzt und Zukunfts-Träume gesponnen, alles im Verein mit der junggebliebenen Tante, mit unsern Cousinen und Schulfreundinnen, die in dem gastlichen Hause mit uns die Ferien verlebten.

Die Mittagspausen mussten immer mäuschenstill verbracht werden. Grossmütterchen setzte sich auf das Kanapee unter die alte Uhr mit dem schönen Glockenschlage. Die getreue, schneeweisse Mietze "gumpte" auf ihren Schoss. Grossmütterchen legte ein blütenweisses Taschentuch auf ihr Gesicht, denn eine schlafende, alte Frau sei kein schöner Anblick, meinte sie. Jedes der Feriengäste nahm ein Buch, und bald hörte man nichts mehr als das einförmige Ticken und das Blättern der Seiten.

Zwei Dinge waren uns in der Wohnstube besonders interessant: ein behaglicher Ofensitz, wo man versteckt tronen und durch ein Loch, das die Wärme vermittelte in Grossmutters Schlafgemach, gucken konnte und eine Handgiesse, die sich in einem regelrechten Wandkasten befand, was uns ganz wunderbar erschien und uns zu beständigem Händewaschen ermunterte.

Unser liebster Aufenthaltsort war uns aber die grosse Visitenstube mit dem Erker, den gestickten Lehnstühlen, dem grossen, runden Tisch, auf dem alte, illustrierte Märchenbücher lagen und den alten Stahlstichen an den Wänden. Wie oft habe ich mit Entzücken die Verse zu "Goldschmieds Töchterlein" gelesen, die unter den

Bildern standen. Da erlebten wir auch jedes Jahr unsere Weihnachtsfreuden. Einen Christbaum gab es nicht, wohl aber grosse, grüne Tannenkränze mit Lichtern besteckt, die so feierlich und hell von der Decke leuchteten und lichten Weihnachtsglanz hervorzauberten. Für alle Enkelkinder gab es immer irgend eine Ueberraschung, sei es, dass die Neujahrsgoldstücklein in einer Wurst steckten, in ein Brötchen eingebacken waren oder an goldenen Schnürchen am Lichterkranze hingen.

Ganz besonders feierlich wurde uns im alten Hause zu Mute, wenn wir durch die braune Holzgittertüre die ausgetretenen Stufen zum obersten Stockwerk emporstiegen. Da kam man zuerst an einer eisernen Türe vorbei, die in ein dunkles Gelass führte, das sogenannte "dunkle Kücheli", wo wir als kleine Kinder unsere Sünden büssten. Mit Heidenrespekt betrachteten wir diesen Raum, da uns mit dem Türeschliessen stets ein regelrechtes Gruseln ankam, ging doch die Sage, dass um Mitternacht ein Mönch in brauner Kutte mit langem, weissen Barte im ganzen Haus die Runde mache, die ehemaligen Gefängnisse aufsuchen, mit Ketten rassle und endlich wieder hinaufsteige in sein Gemach, gerade ob dem Kücheli gelegen. Allein wäre ich nie in dieses Zimmer gegangen, um alles in der Welt nicht. Zu Zweit gehörte sein Betreten schon eher zu einem schauervollen Vergnügen. Welch köstliche Sachen standen und lagen aber auch auf dem mit roten Ziegeln ausgelegten Boden. Da war ein uralter Kaufladen, den man verschliessen konnte und der dann wie eine Truhe aussah. Und welche Schätze barg er! Eine alte Wage mit kleinen, verstaubten Gewichten, Säcke und Schubladen voll süsser Ueberreste, Zainen und Körbe ganz braun vor Alter. Dann stand in einer Ecke ein "Gumpiross" mit einem vertrauenerweckenden Sitz in der Mitte. Das Roll fehlte gänzlich, und verwittert sah das Schaukelding schon aus. Der Gedanke, dass der Grossvater und Urgrossvater darauf geritten hatten, machte uns das unansehnliche Spielzeug gar lieb, und stolz galoppierten wir davon. Mein grösstes Entzücken

aber war und blieb ein Miniaturgarten, den das Grossmütterchen genau nach ihrem Sommergute nachgebildet hatte. Da rankten sich um eine Laube aus weissem Gitterholz grüne Jungfernreben, sandbestreute Weglein führten zu Schattenplätzen, und wunderschöne Bäume standen einzeln und in Gruppen an dem weissen Staket. Wie herrlich konnten unsere Püpplein hier spazieren und glücklich sein. Auf dem grünen Kachelofen, hinter dem wir immer den geheimnisvollen Mönch vermuteten, stand auch noch etwas Rätselhaftes. Kein Mensch konnte mir sagen, zu was das altmodische Männlein aus Metall diene, das da oben auf einem schlanken Eisenstabe sass und unaufhörlich hin- und herschwankte, wenn man ihm auch nur den kleinsten Stoss versetzte. Bis in die Träume hinein verfolgte mich der putzige Kerl, sein Lebenszweck ist mir bis auf die heutige Stunde unbekannt geblieben.

Eine andere Kammer im Obergeschoss interessierte uns fast ebenso sehr. Die Tapete hing in Fetzen von den Wänden, wohl der Feuchtigkeit wegen. Alte Familienporträte, Landschafts- und Schlachtenbilder und ausgediente Möbel fanden hier ihren Ruheplatz. Jahraus, jahrein störte niemand ihr stilles Dasein. Nur wenn wir in die Ferien kamen, liessen wir unserer Tante keine Ruhe, bis sie uns Einlass gewährte in das dunkle, verwunschene Gemach. Die Sonne, die durch die grüngemalten Läden drang, warf genügend Licht auf die alten Schätze, sodass sie uns sehr begehrenswert erschienen. Die alten Rheintaler- und Bündtnerherren und Damen an den Wänden sahen gar ernst auf die lauschende Kinderwelt herab, wenn unsere Führerin mit dem grossen Schlüsselbunde auf unsere Bitte von diesem oder jenem Gegenstande oder Portrait etwas zu erzählen wusste. Ein Offizier in holländischer Uniform mit energischen Gesichtszügen hatte mirs besonders angetan. Und als ich erfuhr, dass er sich vor Jahrzehnten nach Batavia eingeschifft habe und seither verschollen sei, kannte mein Bedauern und die nimmermüde Phantasie keine Grenzen mehr. Wie viele Abenteuer erlebte ich mit dem

tapferen Krieger! Wie oft stellte ich mir die Möglichkeit und die näheren Umstände vor bei der Wiederkehr des Todgeglaubten! --- Ein Bild von St. Thomas mit der einsamen Grabstätte eines verstorbenen Onkels rührte mich stets zu Tränen, da ich mir die Abschiedsgedanken des jungen Mannes und das Weh, so einsam und allein in der fremden Welt sterben zu müssen, gar zu lebhaft ausmalte. Die Trauer der Eltern über diesen Verlust hatte auch dem alten Hause für lange, lange Zeit allen Frohsinn geraubt. Ein Kinderbildnis fesselte meine Aufmerksamkeit ganz besonders, seitdem ich die traurige Lebensgeschichte des lieblichen Knaben vernommen hatte. Mit seinen Geschwistern ging er an einem Herbstabend an den Rhein, wo einige Schiffe am Ufer lagen. Eine Zigeunerbande rastete in der Nähe. Fröhlich sprangen die Kinder auf den Schiffen hin und her. Keines achtete auf den Kleinen. Beim Heimgehen wurde er vermisst. Vergeblich war alles Rufen und Suchen, das herzige Kind war und blieb verschwunden. Ob es seinen Tod in den Wellen gefunden hat, ob die Zigeuner es mit sich genommen haben? Niemand hat es je erfahren. Alle Nachforschungen blieben resultatlos. Unserer Phantasie gab diese Geschichte natürlich reiche Nahrung. Wir waren fest überzeugt, dass die Zigeuner ihre Hand im Spiele gehabt hatten und wichen den unheimlichen, braunen Gesellen noch ängstlicher aus, als bisher.

Am allerliebsten durchschritten wir aber die vordere Zimmerflucht, die in gewöhnlichen Zeiten gänzlich unbewohnt blieb. Da war eine köstliche Urgrossmutterstube mit Strohkanapee und Strohstühlen, einer dickbauchigen Kommode, schön eingelegt und mit glänzenden Messingbeschlägen versehen, einem grossen Tisch mit einer Schieferplatte, an der Wand ein altväterischer Spiegel, eine ebenso alte Uhr und viele kleine Stahlstiche, alle irgend eine moralische Erzählung darstellend. Das "Unser Vater", ich glaube von Chodowiecki, war unser liebster Freund. Alles war tadellos in Ordnung gehalten hier oben. Die Urgrossmutter hätte jeden Augenblick unangemeldet

erscheinen dürfen und würde sich nicht geärgert haben über die Ordnungsliebe der Nachwelt. Die alte, gescheite, lahme und herzensgute Dame sei sehr adrett und exakt gewesen, trotz ihren literarischen Neigungen, die sie zu einem lebhaften Briefwechsel mit Lavater und andern Schriftstellern führten.

In den tiefen Fensternischen mit den kurzen, weissen Vorhängen und den breiten Gesimsen liess es sich herrlich träumen und Geschichten lesen. Verbotener Weise flüchtete ich mich manch liebes Mal mit einem alten Schmöker, deren es viele gab in dem lieben, alten Hause, in diese heimelige Wohnstätte vergangener Jahrhunderte.

Die Gastzimmer, die sich an die Urgrossmutterstube anschlossen, waren nicht ganz so altväterisch ausgestattet, immerhin aber uralt im Vergleich zu unserer Einrichtung im Elternhaus. Im grössten Zimmer stand ein mächtiges Himmelbett, beschützt von einer Ahnfrau in einem himmelblauen Gewande. Wie freundlich hat diese wohl stets auf die junge Hausfrau heruntergeblickt, wenn Jahr für Jahr ein liebliches Kindlein neben der glücklichen Mutter lag. Treubesorgte Mutterliebe hat über allen Sprösslingen dieses Hauses gewacht und sich weiter vererbt auf Kinder und Kindeskinder.

Ein kleines Nebenzimmerchen betraten wir stets mit einer gewissen Ehrfurcht, weil dort der vielgeliebte, so früh in der Fremde gestorbene Sohn gewohnt hatte. Voll Interesse hörten wir, dass nachher der Zweite, etwas leichtsinnige Sohn, ebenfalls hier residierte, der eines Nachts die Flucht zur See ergriff, weil er sich von dem gestrengen Vater nicht verstanden wähnte. Natürlich stellten wir uns vor, dass die Flucht aus dem Vaterhaus zum Fenster hinaus geschah, und mit Schaudern sahen wir im Geiste den Verwegenen an einem Strick hinabgleiten. Auf hoher See kamen dem Jüngling bald Reuegedanken, die ihn heimwärts führten und zu einem neuen Leben anspornten.

Grossvaters Schreibstube, der letzte Raum der langen Zimmerflucht, wurde immer mit gebührendem Respekt betrachtet. Ein grosser, tintenbedeckter Schreibtisch nahm fast allen Platz ein. Am grünen, mächtigen Kachelofen imponierte mir besonders die eiserne Geldkiste, die ich voller Goldstücke wähnte. Wie manchmal bin ich als ganz kleines Mägdelein hier wartend gesessen, bis der liebe Grossvater mit dem hellen Blick, der hohen Stirn und dem struppigen Haarbüschel mich bei der Hand nahm und mit mir zum Mittagsmahl in das untere Stockwerk schritt. Wir hatten gewaltige Ehrfurcht vor der hohen, gestrengen Gestalt und liebten das sanfte Grossmütterchen bedeutend mehr; aber, geführt von seiner festen Hand, kam man sich geschützt und geborgen vor für alle Zeiten.

Unsere Entdeckungsreisen bis unter das Dach fortzusetzen, war strenge verboten. Wenn grosse Wäsche stattfand, oder der Wintervorrat von Holz und Büscheli versorgt werden sollte, fanden wir dennoch den Weg hinauf. Wie staunten wir den grossen, leeren Raum an, noch mehr aber die offene Türe mit dem Aufwindebalken, die direkt ins Blaue führte. Mit Herzklopfen verfolgten wir das Aufwinden der grossen Reiswellen, und mein grösster, aber unerfüllter Wunsch blieb stets, mich selbst in den Korb zu setzen und die Reise ins Ungewisse anzutreten.

Bei schönem Wetter waren natürlich Hof, Garten und Remise unsere Spielplätze. Von der hölzernen Altane an der Rückseite des mit Reben umwachsenen Hauses konnte man auf steilem Stieglein direkt hinuntergelangen, manchmal schneller als einem lieb war. Den Blumen, von der Hand der Grossmutter mit Liebe und Erfolg gepflegt, schenkten wir wenig Aufmerksamkeit. Die Buchshecken, die an Ostern die schönsten Eier in sich bargen, liessen wir in gewöhnlichen Zeiten auch unbeachtet stehen. Die Bäume und die Gartenmauer im Hintergrunde, die waren unsere Welt, unsere Schlösser oder Ruinen, unsere Wigwams, unsere Heimat. Zwei runde Fenster führten ebener

Erde in die tiefergelegene Remise. Natürlich wurde die Gartentüre nie benützt, sondern immer der Weg durch diese Löcher genommen. Dabei war es für alle Teile sehr interessant, ob man wohl stecken blieb oder ungefährdet durchkam. Mit liebender Mithilfe gelang die Fahrt durch den Engpass auch stets, und ein lautes Hallo! verkündigte die glückliche Ankunft auf festem Lande. Alte Gartenbänke und Stühle, ein ausgedienter Pferdeschlitten, Sägebänke und Latten aller Ar machten uns die Remise zu einem wahren Eldorado, wo die kühnste Phantasie sich in Wirklichkeit umwandeln konnte.

Das allerliebste Plätzchen für uns Mädel war aber der ehemalige Taubenschlag, ganz oben im Dachstock des alten, unbenutzten Stalles. Zuerst ging es hinein in ein Tenn, dann eine steile Leiter hinauf bis vor eine Türe, die, einmal geöffnet, uns ein wahres Paradies erschloss. Wie reizend sah dieser kleine Raum aus. Ein kleines, von Jungfernreben umranktes Fenster mit runden Butzenscheiben erhellte das freundlich tapezierte Gemach, das alle unsere Puppenschätze in sich barg. Da war eine geschnitzte Holzbank und ein ovaler Tisch für uns, zwei Stühle standen in den Ecken, ein Puppenbettchen, ein Puppenkasten, eine Puppenstube, eine kleine Küche mit Tellern und Tässchen, ja, alles was einer Puppenmutter Herz erfreut, war zu unserer Verfügung. Welch glückliche Stunden verlebten wir hier oben, abgeschlossen von der übrigen Welt, selig, mit unsern Kindern allein zu sein. Und welch altmodischen Kinder besassen wir! Alle in der Tracht unserer Mütter: mit engen Leibchen, langen Röcken und grossen Hüten. Die grösste Freude machte uns aber Ami, Grossmutters hübsches, braves Hündchen mit dem schönen Federschweif. Das liess sich gehorsam als Wickelkindchen ankleiden und ins Tragkissen legen, oder auch sich in ein altes, ehrwürdiges Jungfräulein verwandeln. Es sah so drollig aus in dem grossen, geschnittenen Hute und der schwarzen, seidenen Mantille, marschierte auf den Hinterfüssen so gravitätisch, die Pfötchen aus den Aermeln des Kleidchens hervorstreckend, dass

unser Glück jeweils den Höhepunkt erreichte. Das Grossreinemachen in unserm Reich war natürlich stets ein wichtiges Ereignis. Was ist überhaupt nicht wichtig in einem Kinderleben?

Zu den Ferienfreuden gehörte im Herbst in erster Linie der Wimmet. Mit Wonne zog man das hässlichste Kleidungsstück an, band ein Tuch um den Kopf, nahm ein Kübelchen und ein Rebmesser zur Hand und zog mit Magd und Knecht hinaus in den Rebberg. Die Alte Ruine könnte erzählen von dem fröhlichen Eingang und Gelächter an ihren Abhängen, den Jauchzern, die zu ihr hinaufdrangen und den feierlichen Tönen des Abendliedes, das beim Verlassen der Reben voll und ernst erklang. Im alten Haus begann nach dem Betglockenläuten ein frohes Wimmetfestleben. Grossmutter und Tante, Knecht und Magd und wir Kinder alle sassen um den grossen, eckigen Tisch, und nie in meinem Leben schmeckten die heissen Schüblinge und Kartoffeln so gut, wie am Abend des Winzertages. Wenn Tante als Schluss der fröhlichen Spiele einen Sack Grüsch auf den Tisch leerte, glänzende Geldstücklein, allerlei Süssigkeiten und Zeddelchen mit verheissungsvollen Zukunftsgeschenklein hineinsteckte, jedem seinen Teil hinschob, ein eifriges Suchen mit glücklichem Finden sich ablöste, wenn der Knecht ein zierliches Püppchen gewann und wir eine Zipfelkappe oder ein währschaftes, rotes Taschentuch eroberten, so kannte unser Jubel keine Grenzen. Natürlich begann schliesslich ein Tauschhandel und nie zu unserm Schaden.

Wie herrlich schlief man im Grosselternhaus im gleichen Bett, in welchem die eigene, geliebte Mutter ihre Freuden und Sorgen schlafen gelegt hatte vor vielen, vielen Jahren. Wie träumte man von schönen Zukunftsbildern und wusste gar nicht, dass einst die Zeit kommen werde, da man sich zurücksehnt ins Jugendland, zurück ins alte Haus an der einzigen, langen Gasse im kleinen Städtchen am Rhein.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Schlussmotto:

Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise.

Goethe (Divan).

Die Uebung kann fast das Gepräge der Natur verändern.

Shakespeare (Hamlet).

Dieses Motto hat mein hochgeschätzter Lehrer, Robert Rössle, Basel, dann auf dem Lehrstuhl von Virchow in Berlin, seinem Buch: Die pathologische Anatomie der Familie, Verlag Springer Berlin, 1940 vorangesetzt und beigefügt: Ein Spruch Goethes, der die menschliche Lebensreise als notwendige Folge ihres ersten Anfanges kennzeichnet und mit dem Wort beginnt: "Dein Los ist gefallen". So sagt auch Hölderlin in einem viel angeführten Vers: "Wie du anfingst, wirst du bleiben, soviel auch wirket die Not und die Zucht." Dem habe ich ein Wort Shakespeares gegenüber gestellt, dass die Reifung der menschlichen Anlagen unter die Herrschaft der Umwelt stellt, aber mit einer Einschränkung: "Die Uebung kann fast das Gepräge der Natur verändern". Während in den Worten Goethes und Hölderlins das unabwendbare Schicksal des Nachfahren seinen Ausdruck findet, bei Goethe allerdings einer optimistischen Aufforderung zur Entwicklung von Gaben gleichkommt, lässt der Vers aus Hamlet zwei Möglichkeiten offen: Die Wendung der Anlagen zum Guten und zum Schlechten, die Verderbnis von gesundem Erbe zur Entartung und von minderwertigem Erbe zur Leistung. Die Macht der Erziehung wie die Erlebnisse des Körpers, beide im allgemeinsten Sinne genommen, formen die Menschen bis ins hohe Alter. Aber aus Holz lassen sich nur hölzerne Gegenstände, aus Eisen eiserne machen.